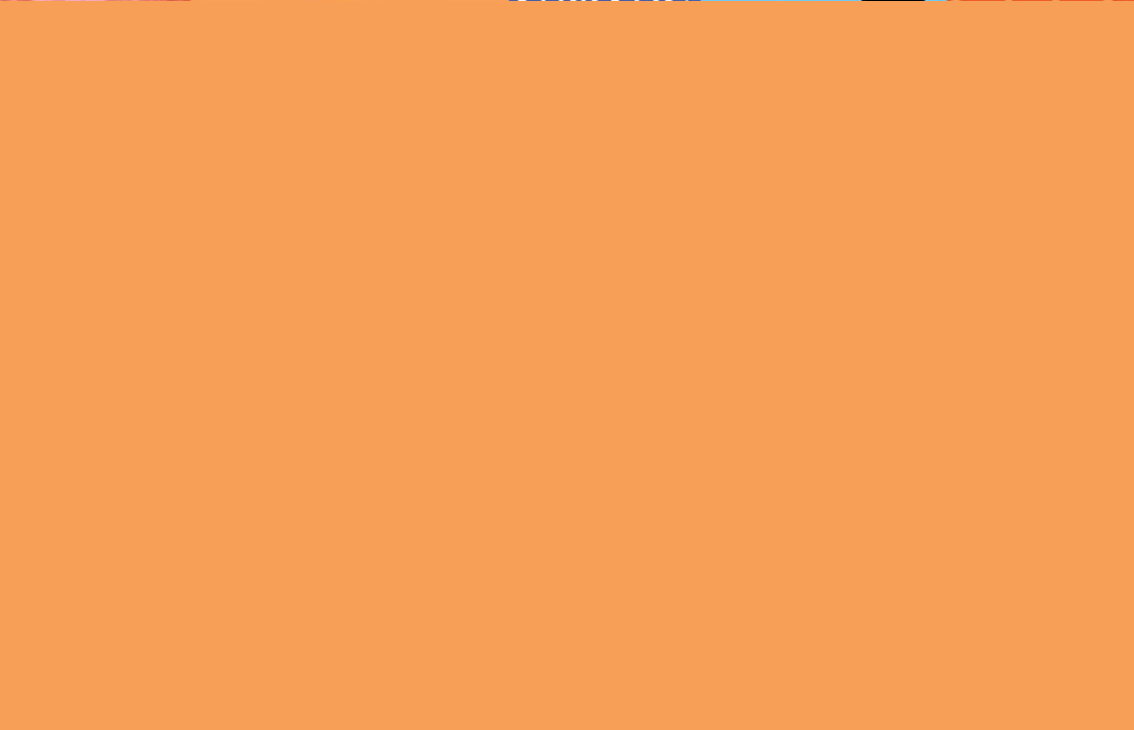


# Alltag und Verbrechen





# Alltag und Verbrechen

Texte schreibender Kinder und Jugendlichen für den  
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.  
im Rahmen des Programms  
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben vom  
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.  
unter Mitwirkung von  
Johannes Groschupf (*MitherausgeberIn*)

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Umschlag: Lena Mühlemann

Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:  
[www.boedecker-buendnisse.de](http://www.boedecker-buendnisse.de)

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2023 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)  
[www.mitteldeutscherverlag.de](http://www.mitteldeutscherverlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in the EU

## Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?

Vor dem Wort kommt erst noch der Gedanke. Manchmal kommt vor dem Wort auch ein Blick, eine App, ein Geräusch, ein Traum oder leider auch ein Faustschlag.

In Zeiten von *Künstlicher Intelligenz* stellen wir uns den Härten des Selberdenkens und Selbermachens und bringen selbstverfasste Geschichten mit Worten aufs Papier. Auf einem Blatt Papier gibt es kein *copy/paste* und keine *Swipe*-Geste. Wenn man über die Buchseite streicht, bleibt der Text einfach derselbe. Wieso soll man überhaupt schreiben, wenn man es genauso gut auch lassen kann? Wenn man stattdessen träumen kann oder sich von den Algorithmen der digitalen Welt *beträumen* lassen kann. Das Wort *beträumen* gibt es gar nicht, sagt die Rechtschreibkorrektur. Dieser Text ist damit ungültig. Er kann nicht sein – genau wie die Gedanken dahinter. Oder doch?

Die Teilnehmenden der Autorenpatenschaften machen sich in Schreibwerkstätten regelmäßig an die Arbeit, ihre eigenen Gedanken in Lyrik und Prosa zu formulieren. In den Projekten wird die Welt der Worte betreten. Mit verschiedenen literarischen Methoden und Ansätzen verwandeln sich die ungeschriebenen Geschichten in reale Bücher.

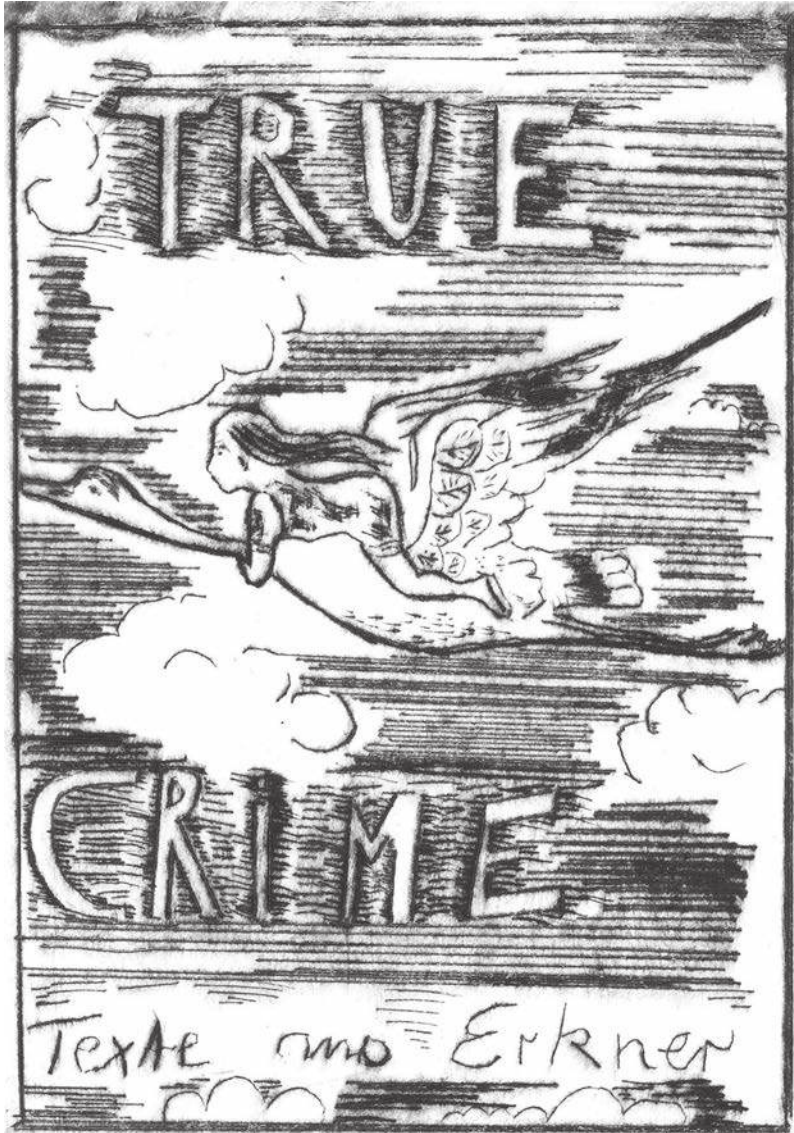
Möglich ist dies durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“. Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Lesen und schreiben mit AutorInnen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht.

In den Workshops werden Kinder und Jugendliche oft genreübergreifend zum Schreiben motiviert. Macherinnen und Macher aus

den Bereichen Musik, Fotografie, Rap-Text, Tanz, Theater oder Hörbuch flankieren nicht selten die Arbeit mit den AutorenpatInnen. So entstehen Poetry-Slam-Texte, Comics, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberlebnis zusammengefügt werden.

„Alltag und Verbrechen“ war ein Projekt des Bundesverbands der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. in Kooperation mit dem Friedrich-Bödecker-Kreis Brandenburg e.V., dem Carl-Bechstein-Gymnasium Erkner und der Stadtbibliothek Erkner im Rahmen der Initiative „Wörterwelten“. Dabei begleitete Johannes Groschupf von Februar bis Dezember 2023 die Maßnahme. Das Projekt wurde durch Mittel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“ finanziert. Unsere besondere Anerkennung gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Werkstätten, die sich mit großem Engagement auf die Autorenpatenschaften einlassen, die uns immer wieder überraschen und überzeugen und deren Persönlichkeiten uns vielfach beeindruckten. Vielen Dank dafür!

*Bundesvorstand  
der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*



Johannes Groschupf, Der Flug der Fantasie

## Vorwort

Das Jahr des gemeinsamen Literaturprojekts „Wörterwelten“ geht mit der Veröffentlichung und Präsentation dieses Buches zu Ende. Geschafft. Es ist Zeit, Danke zu sagen:

Ein solches Projekt braucht viele Unterstützerinnen und Mitstreiter. Mein herzlicher Dank geht deshalb an die Koordinationsstelle des Bundesverbands der Friedrich-Bödecker-Kreise, an Carmen Winter vom Friedrich-Bödecker-Kreis Brandenburg und an die Stadtbibliothek Erkner. Das Carl-Bechstein-Gymnasium hat unser Schreibprojekt mit viel Wohlwollen und tatkräftiger Hilfe ermöglicht, das ist im ohnehin anstrengenden Schulalltag nicht selbstverständlich. Besonders möchte ich hier Nadine Nau und Susanne Schulze danken. Der Künstler Michael Bock hat die Jugendlichen während einer Projektwoche im Juli einfühlend in Kunst und Handwerk der Kaltnadelradierung und des Linolschnitts unterwiesen.

Mein größter Dank gilt natürlich euch, der Schreibgruppe – für euren Mut, euch auf das Projekt einzulassen, für eure Aufmerksamkeit, eure Bereitschaft, Schreibaufgaben auszuprobieren, für das gehorsame Melden, wenn ihr etwas sagen wolltet, für euer Zuhören und euren Zusammenhalt untereinander, für eure Neugier auf die Welt in ihren hellen wie auch den dunkleren Seiten, für die Stille beim Schreiben und den Humor beim Vorlesen.

Ein Jahr also: vierzehn Schreibwerkstätten, zwei Lesungen, eine Präsentation. Mittlerweile kenne ich den Weg vom Bahnhof Erkner zum Carl-Bechstein-Gymnasium im Halbschlaf. Die acht Friseure auf der Friedrichstraße: Peggy Stuck; Art of Hair; Legende Style; HairExpress; Barber Shop M-Style; Schere, Kamm und Co; Orientcut Erkner, Friseurteam Trend. Außerdem gab mir die Weisheit einer Kosmetikerin zu denken: „Wird Zeit, dass ich nett werde, ich bin



ja nicht ewig hübsch.“ Und das Gerhart-Hauptmann-Museum. Und Vorsicht vor den Radfahrern auf dem Bürgersteig! Und natürlich die Bäckerei und Konditorei Vetter.

Dort habe ich regelmäßig Station gemacht, um Croissants, Rosinenbrötchen und Pflaumenkuchen für euch mitzunehmen. Maria hat dann ihr Geodreieck geopfert, um die Stücke gerecht aufzuteilen. Jedes Mal stieg meine Vorfreude, euch wiederzusehen. Zwölf Mädchen, zwei Jungs, alle wohlgezogen, aufgeweckt, interessiert, manche redselig, andere zurückhaltend. Manchmal wart ihr gestresst, zuweilen rätselhaft, gelegentlich auch genial. Nur drei Sätze als Beispiel: „Heute war der schönste Tag meines Lebens. Es regnete Croissants vom Himmel. Ich öffnete meinen Mund und versuchte, jedes einzelne von ihnen aufzufangen.“

Kurzum, was uns verband, war die Freude am Schreiben. Wir haben uns mit Metaphern und Vergleichen beschäftigt, mit Gerüchen (Zimt, Tee, Rosmarin, Zigarettenskippen, Essig, Kaffee, Waschpulver ...) und mit verschiedenen Erzählperspektiven. Mal in die Haut eines Täters schlüpfen oder in die eines Opfers, in die Haut eines Kängurus oder die einer Fliege, die von der Mutter dann erledigt wird. Wenn ihr geschrieben, nachgedacht und weitergeschrieben haben, war es still im Raum. Wenn ihr vorgelesen und diskutiert habt, war es sehr munter.

„True Crime“ war der Titel des Projekts. Die Türen dieser Schule sind nur von innen zu öffnen aus Schutz von eventuellen Amokläufern – das wurde gleich zum Thema. Zudem haben uns Entführer, Hochstapler und Stalker beschäftigt. Wir hatten Besuch von Tim Krause von der Polizeihochschule Oranienburg, der Einsatzbereiche und Alltag der Polizei geschildert hat. Eine kugelsichere Weste und die Attrappe einer Dienstpistole gingen von Hand zu Hand. Thomas-Gabriel Rüdiger hat uns Möglichkeiten und Gefahren der

Kriminalität im Netz erläutert: Cybergrooming, Cyberstalking und Daten-Phishing. Am Ende haben wir noch eine Exkursion ins Kriminalgericht Moabit in Berlin gemacht.

Zur Erholung haben wir Sprachspiele mit blühendem Nonsens gemacht und ihr habt von persönlichen Erlebnissen geschrieben, die euch verändert haben. Das Schreiben ist eine Form des Erzählens, ihr könnt euch mitteilen, die schönen Erfahrungen wie auch die stressigen und traurigen, die hellen Momente wie auch die dunklen. Dieses Jahr ist nun vorbei, doch ich hoffe, dass euch das Schreiben in den kommenden Jahren erhalten bleibt und euch weiterhin Freude machen kann.

*Johannes Groschupf*



## Der Ort, aus dem ich komme

Erkner ist brav. Zumindest denken das die meisten. Erkner macht keinen Stress und versteht sich gut mit anderen Städten. Es ist sauber, ordentlich und nahezu majestätisch. Es hat einen grünen Daumen, ist sehr hilfsbereit und empathisch.

Erkner ist aber nicht so, wie es scheint. In der Nacht wird es dunkel und rachsüchtig. Es verleiht Karma an die Menschen, und wer Ungutes tut, verdient es laut Erkner zu leiden.

Es begeht viele Straftaten, aber am liebsten verschlingt es die Seelen der Menschen. Dies ist schlimmer als der Tod, denn die Seelen verbleiben für immer bei Erkner.

Doch davon weiß niemand. Es ist ein Geheimnis, das tief verschlossen in Erkner bleibt.

*Laura Zastrutzki*

Wenn ich an Erkner denke, ist da dieser Geruch von schlechtem Gras. Versetzt mit Haarspray, Tabak und was für Gifte Erkner noch in die Lungen seiner Bewohner pumpt.

Doch ich denke auch an die Stadthalle, in der ich Volleyball spiele, bis ich diese Dunkelheit vergesse. Dort ist meine Leidenschaft, mein Team, meine Familie.

Erkner ist zweiseitig. Erkner ist ein Abgrund und ein Licht am Horizont zugleich.

Erkner ist dein Tod und Erkner ist deine Wiedergeburt.

*Emely Gaumnitz*

Wernsdorf ist klein und schnucklig. Wernsdorf ist mysteriös. Seien es die Ruinen vergangener Tage oder die Zeugnisse eines Krieges. Wernsdorf ist Gemeinschaft, mit einem Kirchbauverein, einst gegründet zum Erhalt einer baufälligen Kirche, einem Fußballverein und dem Dorffest.

Wernsdorf ist lecker, mit seinen drei Gaststätten und dem Bäcker.

Wernsdorf ist Natur, mit seinem Wald und der 500 Jahre alten Linde.

Wernsdorf ist Legende, mit seiner Geschichte, wie ein Ehepaar die Schleuse rettete. Wernsdorf ist Dienstleister mit Friseur, Kindergarten und Arzt. Wernsdorf ist wasserreich, mit drei Seen und dem Kanal.

Aber eines ist Wernsdorf auf jeden Fall, und zwar Heimat.

*Alexander Stenz*

Erkner ist eine kleine, aber überfüllte Stadt, mit vielen Schlaglöchern in der Straße, in der ich lebe, und fast ebenso vielen Friseuren. Dennoch weigere ich mich, öfter als einmal im Jahr zum Friseur zu gehen. Das hat nichts mit dem Personal zu tun. Die Haarkünstler, die ich im Laufe meiner Friseurbesuche kennengelernt habe, waren alle sehr nett. Aber ich lasse mir immer nur die Spitzen schneiden, und das kann meine Mutter auch. Aber wir merken, den Erkneranern scheinen ihre Haare wichtiger zu sein als alles andere.

Diese Stadt hat meiner Meinung nach nicht nur eine klitzekleine Haarobsession, nein, sie ist auch wie ein pubertierendes Mädchen. Erst werden die Schlaglöcher trotzig ignoriert und dann, wenn man ihnen alle zehn Meter begegnet, wird die ganze Straße aufgehübscht. Und, nicht zu vergessen, zur Hälfte abgesperrt. Die Löcher werden mit Asphalt aufgefüllt wie Hautporen mit Schminke. Glatt ist die

Straße jedoch nicht, und wird es auch vermutlich nie mehr sein, aber dennoch hab ich sie jeden Morgen gern, wenn ich zur Schule fahre. Viele Erinnerungen hängen an ihr. Vom Inlineskaten bis zu diesem Busfahrer, der mir einmal aus dem Nichts so glücklich zugewinkt hat, dass ich mich fragte, ob ich einen Opa habe, von dem ich nichts weiß. So ist unser Erkner: voller Überraschungen, Autoverkehr und Baustellen. Aber trotzdem sehr nice und weiterempfehlenswert. Solange wir in dieser kleinen Stadt mindestens acht Friseure haben, ist es Erkner, und somit mein Zuhause, das ich liebe.

### *Maria Hensen*

Der Wecker klingelt wie jeden Morgen, und ich habe keinen Bock. Keinen Bock aufzustehen, keinen Bock zur Schule zu gehen, keinen Bock, Hausaufgaben zu machen – wie jeden Morgen. Doch so wie ein Pinguin, der im Zoo jeden Tag glänzen muss, muss ich in die Schule. Ich zieh mich an, als wäre ich so schlafen gegangen. Dann trete ich vor die Tür, gehe ein paar Meter zur Bushaltestelle. Wie ein schlechtgelauntes Monster kommt der Bus mit seinen Lichtern angefahren. Ich steige ein und blicke in die Gesichter der wie von einem Computer programmierten Schüler, die mittlerweile kaum noch eine Persönlichkeit haben. Ausgemergelt und vom Schulsystem zerstört sitzen sie da. Auch ich setze mich hin, blicke aus dem Fenster. Man sieht Büsche, Bäume und Gräser, aber nicht mal die Natur ist ganz aufgewacht. Sie sieht aus wie im Winterschlaf. Dann sehe ich die Schule; sie wirkt wie ein Gefängnis: Die Strafen sind das Nachsitzen und Hausaufgaben, die Regeln wie die komplett altmodische Hausordnung, und die Lehrer sind die Wachleute, die einen wegen jedem Kleinkram anschnauzen. Ich glaube, jeder könnte mal eine Pause von der Schule gebrauchen. Doch wie immer muss ich zum

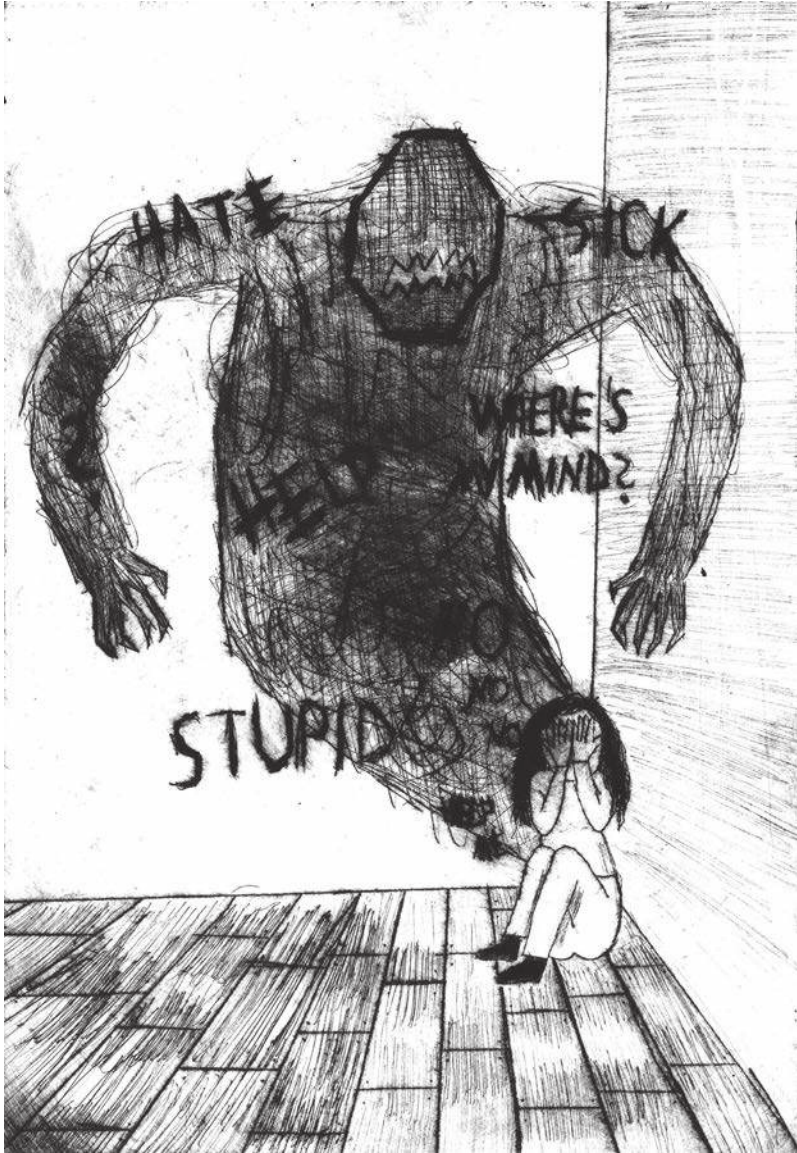
Spind gehen und nehme mir die Bücher mit, die ich brauche, und wie immer ist meine Mappe schwer wie ein Betonklotz. So gehe ich los zum Klassenzimmer, die ewigen Treppen hoch. Ich trete ein und fühle mich wie in einem Affenkäfig, es stinkt, alle bauen Scheiße, überall fliegen Papier und Federtaschen durch die Gegend und keiner gönnt dem anderen was; na ja, wie immer halt.

*Matilda Wenzel*

Erkner scheint schlicht und nicht besonders zu sein, doch beim genaueren Hinsehen ist es sehr schön. Es trägt viel Grün und kann ruhig sein, aber besonders zur Mittagszeit ist es überaus aktiv. Zu der Zeit ist es jedoch sehr alt. Und es ist oft frech zu Fahrradfahrern: fährt meist langsam, ignoriert „Fahrradfahrer absteigen“-Schilder oder fährt nicht auf der richtigen Seite. In letzter Zeit versteht es sich auch nicht mit der Ampel am Bahnhof.

Doch bereits um 17 oder 18 Uhr ist Erkner still und legt sich bald darauf schlafen.

*Amy Bergmann*



Maya Menz, The Shadow of Thoughts

## Ein Diebstahl mit unerwarteten Folgen

Seit dem Tod meiner Mutter ging es mit mir bergab, und ich zog mich, wann immer es ging, aus der Welt zurück. In der Schule sanken meine einst so guten Noten ins Bodenlose. Wenn ich überhaupt mal hinging, was nicht häufig vorkam, saß ich meist nur gelangweilt herum oder holte den Schlaf nach, der mir in den langen Nächten fehlte, in denen ich mich unruhig hin und her wälzte. Ich hasste jede einzelne dieser schlaflosen Nächte, die ich damit verbrachte, mir die Augen auszuheulen. Der Tod meiner Mutter war mittlerweile schon zehn Monate her, aber ich konnte einfach nicht loslassen. Mein Vater trauerte auch, er zeigte das nicht mit Tränen und Wutausbrüchen – nein, er wusste sich anders zu helfen: Seit Monaten war er ständig betrunken. Schon morgens fing er an zu trinken, er wusch und rasierte sich nicht mehr und ging auch nicht mehr arbeiten.

Das war auch der Grund für unseren plötzlichen Umzug. Wir mussten raus aus unserem schönen und gemütlichen Häuschen mit Gemüsegarten und Seeblick und rein in eine schmutzige, dunkle Zweizimmerwohnung in einer anonymen Hochhaussiedlung. Verglichen mit diesem Rattenkäfig war mein altes Zuhause die reinste Luxusvilla. Doch das war noch nicht das Schlimmste an diesem Umzug. Viel schlimmer war, dass ich auch die Schule wechseln musste. In meinem Zustand neue Freunde finden? Nein, ich wusste, dass ich das nicht schaffen würde.

Nur wenige Tage, nachdem wir umgezogen waren, stand der erste Schultag an. Mein Magen verkrampfte sich bei dem Gedanken, dass ich durch ein fremdes Gebäude huschen sollte und dass ich von unzähligen neugierigen Augenpaaren angestarrt werden würde. Ich hatte Angst – und niemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte.

Wie gerne wäre ich einfach liegengeblieben und hätte mir die Decke über den Kopf gezogen. Aber das ging nicht. Ich raffte mich



auf, zog mich an, nahm meine Schultasche und verließ ohne Frühstück – das hätte mein angsterfüllter Magen nicht verkraftet – die Wohnung. Meinem Vater hatte ich noch „Geh jetzt los, bis später“ zugerufen, doch ich bekam wie erwartet keine Antwort.

Die neue Wohnung lag im sechsten Stock und der Fahrstuhl war kaputt. Na toll! Ich ging die sechs Stockwerke runter bis zum Fuße der Treppe, die zum Fahrradkeller führte. Die Tür war eingetreten und stand offen. Jemand war eingebrochen und hatte alle Fahrräder geklaut, darunter auch meins. Konnte mein Leben noch schlimmer werden?

Doch es half nichts, ich würde den Bus nehmen müssen. Wenn ich mich beeilte, würde ich es gerade noch so pünktlich zur Schule schaffen. Doch der Bus kostete Geld, und ich hatte keines dabei. Ich musste also noch einmal nach oben. In den sechsten Stock. Zu Fuß.

Nach einem gefühlten Halbmarathon schloss ich unsere Wohnungstür auf und stand nur wenige Sekunden später keuchend und nach Atem ringend vor meinem Vater. Er stand in der Küche und setzte sich einen Kaffee auf.

„Mein ganzes Leben ist zum Kotzen! Ich habe nichts mehr, kein richtiges Zuhause, keine Freunde, keine Mutter – und wenn ich ehrlich bin, auch keinen Vater! Und jetzt habe ich noch nicht einmal mehr mein Fahrrad! Es ist geklaut worden!“, schrie ich ihn an. Tränen liefen mir über mein Gesicht, während ich auf der Suche nach Kleingeld eine Küchenschublade durchwühlte. Als ich so viele Münzen zusammenhatte, wie ich für die Busfahrt brauchte, stürzte ich zurück zur Wohnungstür und hastete los zur Bushaltestelle.

Wenn ich es noch pünktlich zur Schule schaffen wollte, musste ich rennen. Also lief ich, so schnell ich konnte, zur Bushaltestelle, und als ich um die Ecke zur Hauptstraße bog, passierte es: Ich wäre fast mit jemandem zusammengestoßen. Dieser Jemand war ein Mädchen, etwa so alt wie ich, das mit wehenden Haaren, Rucksack auf dem

Rücken und einem Brot in der Hand ebenfalls in Richtung Bushaltestelle rannte. Fast wären wir zusammengekracht, aber nur fast. Stattdessen sahen wir uns einen Bruchteil einer Sekunde an und mussten beide grinsen. Wir hasteten gemeinsam die letzten Meter, sahen, wie sich die Bustüren schlossen, liefen noch ein bisschen schneller und hatten Glück – der Busfahrer öffnete noch einmal die Türen und ließ uns rein. Völlig außer Atem ließen wir uns gemeinsam auf einen Doppelsitz fallen und sahen uns an. Wir mochten uns auf Anhieb!

„Ich heiße Lena“, stellte sie sich vor. Ich lachte. Als ich ihr sagte, dass mein Name Lina sei, musste auch sie lachen: „Lena und Lina? Na, das passt ja!“ Und als sich dann noch herausstellte, dass sie – ich konnte meinen Ohren kaum trauen – nicht nur auf meine Schule, sondern auch noch in meine Klasse gehen würde, fühlte ich mich das erste Mal seit Monaten richtig glücklich. Mit großem Appetit biss ich in das halbe Käsebrot, das Lena mir hinhielt.

Der Tag verging wie im Flug. Lena und ich betraten gemeinsam das Schulgebäude, sie führte mich herum und stellte mich meinen Klassenkameraden vor. Einen besseren Start in mein neues Leben hätte ich nicht haben können.

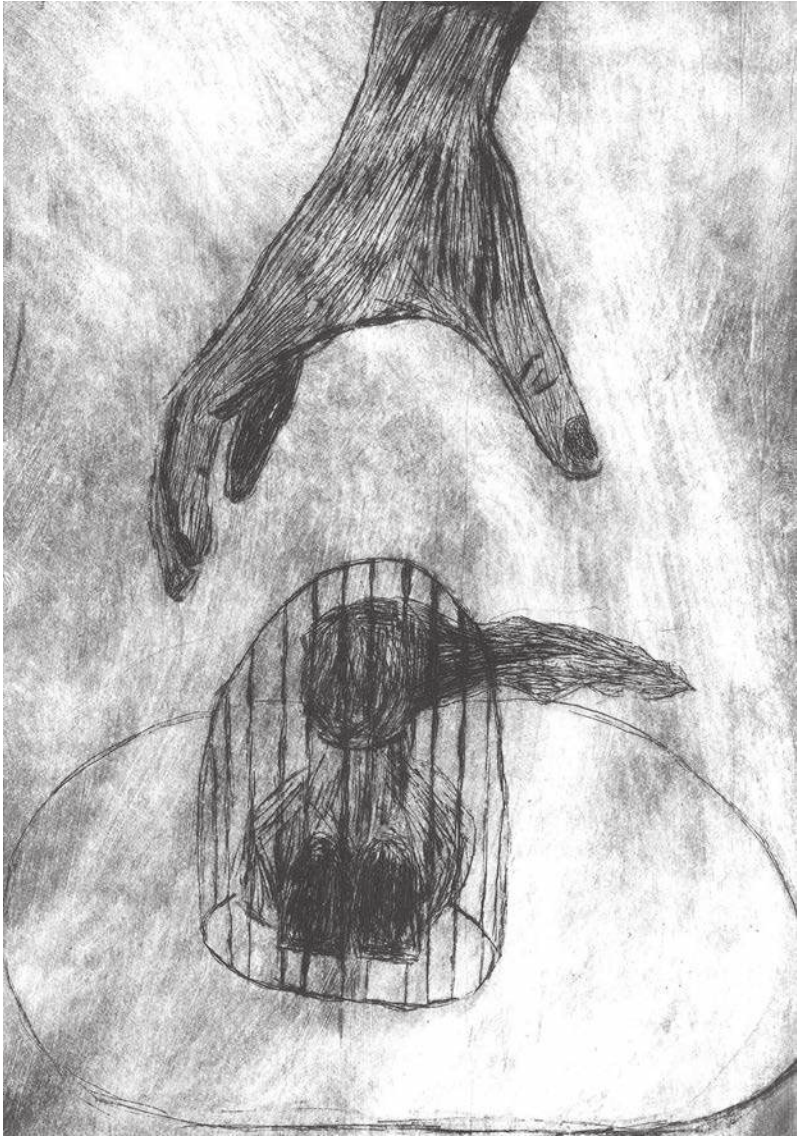
Die vielleicht größte Überraschung erwartete mich allerdings, als ich nach Hause kam. Ich hatte mich gerade von Lena verabschiedet – nicht ohne mich mit ihr für den Nachmittag zu verabreden – und lief auf unser Haus zu. Dann blieb ich wie angewurzelt stehen. Das konnte doch nicht sein! Da stand mein Vater, angezogen, rasiert und mit einem breiten Lächeln im Gesicht und war tatsächlich dabei, ein Fahrrad zu reparieren.

„Lina, mein Schatz“, sagte er und sah mich an. „Es tut mir so leid. Es tut mir leid, dass ich mich habe gehen lassen. Es tut mir leid, dass ich dir keine Hilfe war. Und es tut mir leid, dass dein Fahrrad geklaut wurde. Deshalb bin ich heute gleich losgezogen und habe dir

ein neues Fahrrad besorgt. Na gut, neu ist es nicht. Aber ich habe es geputzt und repariert. Ich hoffe, es gefällt dir.“

Als Antwort nahm ich meinen Papa in den Arm. Was ein glücklicher Zufall, dass mein Fahrrad geklaut worden war! Vielleicht würde jetzt doch noch alles gut werden.

*Emma Reinhardt*



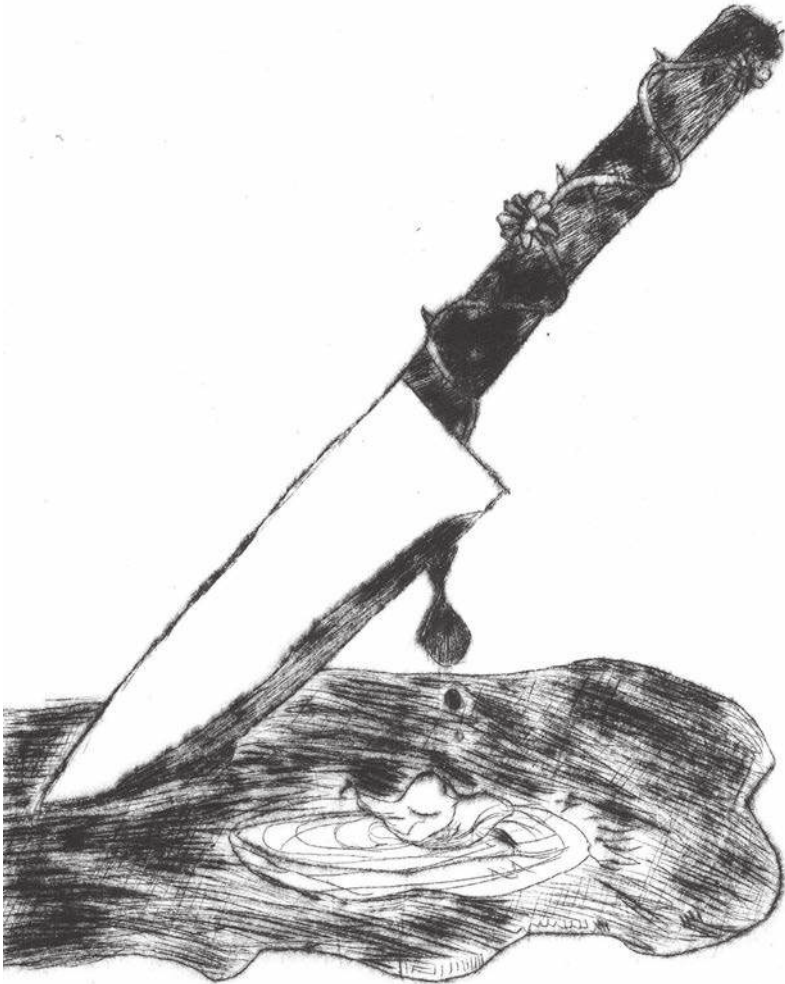
Emma Reinhardt, In Angst gefangen

## Rosen

Seit ich denken kann, bedeutet mir meine beste Freundin die Welt. Alice und ich sind zusammen aufgewachsen und haben uns fast jeden Tag gesehen. Sie ist mein Ein und Alles. Wir sind eigentlich gegensätzlich, und dennoch gleich. Sie sagt immer, dass wir wie Pech und Schwefel oder wie Ketchup und Mayo sind, und deshalb so gut zusammenpassen.

Als wir klein waren, war eine unserer unzähligen, gemeinsamen Leidenschaften das Kartenspielen. Wir haben jeden Tag gespielt und sie hat mich meistens gewinnen lassen, weil sie wusste, wie sehr ich es hasste zu verlieren. Schokokuchen war unserer Lieblingsessen und wir aßen ihn so oft wie es nur ging, obwohl wir meistens Bauchweh bekamen. Außerdem haben wir früher ihrer Mutter geholfen, die Rosen in ihrem Garten zu gießen. Alice meinte immer, dass sie auch so einen großen Rosengarten besitzen wird, wenn sie auszieht. Dies ist tatsächlich geschehen, als sie 19 wurde. Ich erinnere mich noch gut an das erste Mal, als es für uns beide an der Zeit war, die Rosen in ihrem eigenen kleinen Gärtchen zu gießen. Wir beide fühlten uns unglaublich gut und irgendwie erwachsen. Danach kam ich wöchentlich vorbei, um ihr mit den Rosen zu helfen. Wir hatten immer Spaß dabei und es war meine Lieblingsbeschäftigung.

Doch irgendwie sahen wir uns nicht mehr regelmäßig, da das Leben nach der Schule zu stressig war und wir uns nicht die Zeit füreinander nahmen. Das ist die Sache, die ich in meinem Leben am meisten bereue.



Laura Zastrutzki, Duftende Waffe

Das letzte Mal, als ich bei ihr war, entdeckten wir eine einzige verwelkte Rose und waren sehr verwundert darüber. Ich denke, diese Blume steht für Alice, für sie als Person. Denn einige Wochen später bekam ich einen Anruf. Es war ein Arzt, der mir erzählte, dass ein Mann mehrmals auf Alice mit einem Messer eingestochen hat. An mehr Informationen kann ich mich nicht mehr erinnern, doch das Schlimmste wusste ich: Jemand hatte mir meine Person genommen.

Die Nachricht riss mir den Boden unter den Füßen weg. Ich fühlte mich wochenlang nur noch wie ein Häufchen Elend. Ich frage mich bis heute, warum es ausgerechnet sie treffen musste. Sie war die hilfsbereiteste und unproblematischste Person, die ich kannte. Sie war die Person, die sich dafür entschuldigen würde, das T-Shirt vom Täter schmutzig gemacht zu haben, wenn ihr ein Messer in die Brust gerammt werden würde. Wenn es jemand nicht verdient hat, so zu enden, dann ist das sie. Ich hätte nie gedacht, dass dieser Tag kommen wird, aber ab heute ist es für mich an der Zeit, die Rosen an ihrem Grab zu gießen.

*Laura Zastrutzki*

## Die Limousine

„Du bist spät“, sagte der Mann im dunklen Jackett.

„Ich habe nicht gesagt, dass Sie mich duzen können.“ Die Antwort kam von einer elegant gekleideten Frau. Sie trug ein schönes weinrotes Kleid mit einem passenden Hut. Ihr Gesicht strahlte Ehrgeiz und Zielstrebigkeit aus, als hätte sie jeden einzelnen ihrer Schritte geplant. Sie setzte sich ruhig hin und bestellte einen Rotwein. Sie begannen, miteinander zu reden, erst über persönliche Sachen, wobei die Frau wortkarg blieb. Danach ging es um Geschäfte.

„Ich geb’ Ihnen 80.000“, sagte der Mann.

Die Frau entgegnete darauf: „Ich fange erst ab 100.000 an.“

„So viel ist es mir nicht wert.“

„Gut, ich habe auch noch anderes zu tun“, sagte sie, trank den letzten Schluck Wein und stand auf. Am Tresen blieb sie kurz stehen und zahlte bei der Bedienung passend. Der Mann wollte ebenfalls gehen, doch etwas hielt ihn auf. Die Frau verließ schnellen Schrittes das luxuriöse Restaurant und stieg in eine Limousine. Etwas an dieser Frau stimmt nicht, dachte der Mann. Ihm schien es, als wäre sie nicht die, die sie vorgab zu sein. Nicht mal einen Namen hatte sie genannt. Nun ging auch er in die schwarze Nacht hinaus, nahm sein Telefon und wählte eine Nummer.

„Hallo Hans, hörst du mich?“

„Ja, ich höre dich gut.“

„Ich habe sie gesehen und mit ihr gesprochen. Sie macht es nicht.“

„Dann müssen wir zu Plan B übergehen.“

Plötzlich fuhr die Limousine mit hohem Tempo direkt auf den Mann zu. Er erstarrte vor Schreck und ließ sein Handy fallen. Die Limousine schleuderte ihn einige Meter weit, und alles, was man noch hörte, war ein „Hallo?“ aus dem Telefon.

*Matilda Wenzel*





Matilda Wenzel, Leben mit dem Band

## Die Nocturne des Todes

Die Straße war leer. Das dumpfe Licht der Straßenlaternen fiel auf den nassen Asphalt. Ich spürte den frischen Juli-Wind in den Haaren und roch die feuchte Erde, die hinter dem Häuserblock zum Wald führte. In der Ferne hörte man Klänge der Livemusik, die auf dem Marktplatz die Leute unterhalten sollte, welche dort in den Restaurants saßen und mit ihren Familien zu Abend aßen. Ich hasste diese Stimmung. So voller Liebe und Glückseligkeit. Es machte mich krank zu sehen, wie diese Menschen das Leben lebten, welches ich mir immer gewünscht habe. Sie hatten alles Glück, was ich je wollte, und honorierten es nicht einmal. Sie waren die strahlenden Helden in der Geschichte des Lebens, während ich nur ein jämmerlicher Nebencharakter war, den keiner beachtete. Ich spürte die Enge in meiner Brust größer werden und meine Atmung wurde schwerer. Eine einzelne Träne rollte über meine Wange, und die Erinnerungen übermannten mich.

Mein Vater kam nach Hause und rief nach Mama. Schon beim ersten Wort hörte man ihn lallen und er schaffte es nicht, die Tür zu schließen, so sehr torkelte er. Mama drückte mir einen Kuss auf die Stirn und schloss meine Tür. Ich sah ihren gehetzten Blick, der in Richtung Wohnungstür ging, bevor mein Zimmer dunkel wurde. Und dann rollte ich mich in die Bettdecke ein und hoffte, er würde nicht wieder mit Mama streiten. Ich betete zu jedem mir bekannten Gott, er möge einfach schlafen gehen. Doch dann hörte ich schon seine aggressive Stimme durch die Wohnung hallen. Er beschimpfte Mama, sie habe sein Leben zerstört, und bald darauf hörte ich das Geschirr klirren und den Tisch auf die Dielen knallen. Ich traute mich nicht nachzusehen, wie es Mama ging. Ich hatte zu viel Angst um mich selbst. Und während ich mich unter der Bettdecke versteckte und mein Schluchzen im Kopfkissen erstickte, damit er mich

nicht hörte, erklang ein spitzer Schrei. Ich zog die Decke noch enger um mich, sodass ich beinahe nicht mehr atmen konnte. Er tat ihr wieder weh. Papa brüllte. Es klang fast wie ein Klagelaut. Und dann kamen seine schwerfälligen Schritte näher, und es geschah etwas, was noch nie zuvor geschehen war.

Er öffnete meine Zimmertür und betrat schwankend den Raum. „Du bist schuld“, flüsterte er. „Du allein bist schuld daran, dass Isabella nicht mehr atmet.“ Er krallte seine großen Hände an den Bettkasten meines Hochbettes. Durch einen Spalt zwischen Decke und Laken sah ich, wie sein glasiger Blick mich suchte. Dann zog er die Decke weg und schrie: „Wärst du nicht geboren, wäre all das nicht passiert.“

Ich lag nur starr im Bett und konnte mich nicht regen. Hätte ich es getan, hätte ich vielleicht verhindern können, was er danach tat. Denn er verließ das Zimmer und ich hörte, wie er das Fenster im Wohnzimmer öffnete. Erst in diesem Moment konnte ich mich wieder regen, tapste in den Wohnbereich und sah, wie Papa auf dem Fenstersims hockte. Er blickte nach unten auf die Hauptstraße. Ich rief ihn, wollte ihn aufhalten, doch er ließ sich nach vorne fallen und beendete das Leben unserer gesamten Familie. Mama hatte er erschlagen, sie verblutete in meinen Armen. Er verendete auf der Frontscheibe eines Lkw, und ich verlor alles und jeden, den ich liebte.

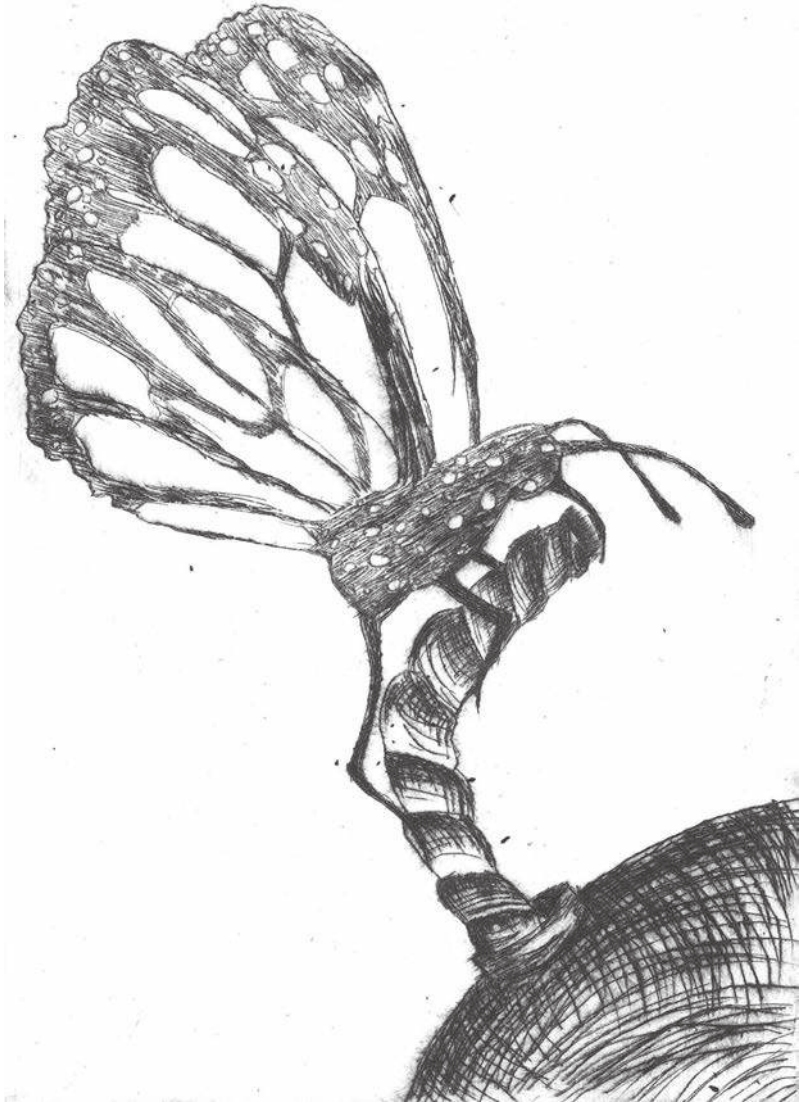
Ich schrie. Die Gefühle und die Erinnerungen wurden immer stärker, immer verworrener. Ich wollte, dass es endlich still wurde. Es war alles zu laut. Zu viel. Und dann sah ich ihn. Den Mann mit der roten Kappe, die mein Vater immer getragen hatte. Er war so groß wie ich, und doch um einiges schwächer. Und er sah aus wie derjenige, der mein Leben zerstört hatte. Er lief an mir vorbei. Blinder Hass kam in mir auf. Er soll leiden, so wie ich. Er soll fühlen, was ich fühle. Er schaute mir in die Augen und ich sah denselben glasigen Blick, wie ihn Papa an diesem Abend hatte. Und dann packte ich zu.

Ich schloss meine Hände um seinen Hals und drückte zu. Er wehrte sich und traf mit seinem Knie in meinen Oberschenkel. Ich musste meine Hände lösen, und dann traf er mich in den Bauch. Reine Wut fuhr durch meinen Körper, und ich sah meinen Vater vor mir. Wie er immer auf mich herabgeblickt hat, wie er mich auslachte und wie er mich für all sein Leid schuldig sprach.

Ich schlug zu. Und noch mal, und dann noch einmal. Ich ballte meine Fäuste, ließ sie auf den Körper vor mir niedersausen. Wir fielen beide auf den Boden und ich ließ den Ellenbogen auf seine Nase sausen. Die Nase, die meine Mutter so geliebt hatte. Es knackte, Blut lief über sein Gesicht. Und nachdem ich aufgestanden war und gegen den schlaffen Körper trat und noch ein weiteres Knacken hörte, hielt ich inne.

Ich hörte wieder die Musik vom Marktplatz und den Regen, der auf die Straße prasselte. Und dann drehte ich mich zu der blutigen Leiche um. Ich hatte ihn umgebracht. Mit meinen unbedeutenden Händen hatte ich etwas getan, dass sehr wohl von Bedeutung war. Ich hatte Macht. Ich war nicht schwach und ich war nicht wehrlos. Ich war nicht länger der kleine Junge von damals, der zu feige war, seine eigene Mutter zu retten. Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Ich war keine Nebenfigur mehr. Ich war der Bösewicht.

*Emely Gaumnitz*



Emely Gaumnitz, ZER SCHMETTERLING

## Rache auf einem anderen Niveau

Stille. Ich laufe gemächlich, denn noch habe ich alle Zeit der Welt. Die Gänge sind leer, bis auf vereinzelte schweigende Personen, die wie dunkle Schatten an mir vorbeihuschen. Niemand weiß es. Niemand weiß, dass heute der Tag ist. Der Tag, an dem ich Abschied nehme, und gleichzeitig der Tag, an dem ich Rache übe. An den Monstern, die mich dazu gebracht haben, dies zu tun.

*Englisch-Test, gelernt hatte ich natürlich. Aber können war etwas anderes. Auf einmal, wie aus dem Nichts, kommt eine seltsame Ansage: „Frau Müllegredt lässt ausrichten, dass sie sich freut, bald zurück zu sein.“ Das Gesicht unserer Lehrerin versteinert. In der Klasse wird es still, kein albernes Gekicher wie sonst. Alle schauen verwirrt oder ängstlich. Ist es das, was ich vermute? Eine Ansage als Amokalarm? So wie die Lehrer es uns immer wieder sagen? Denn eine Frau Müllegredt haben wir nicht ...*

Sie haben mich entdeckt! Okay, mein Messer ist ja auch nicht zu übersehen, vermutlich hat das Blut daran den Ausschlag gegeben. Meiner Kehle entrinnt ein trockenes Lachen, denn Monster 1 und 2 können niemandem mehr etwas antun. Natürlich hat es lange gedauert, die beiden zu finden und dann den passenden Moment abzapfen, aber das ist es mir wert.

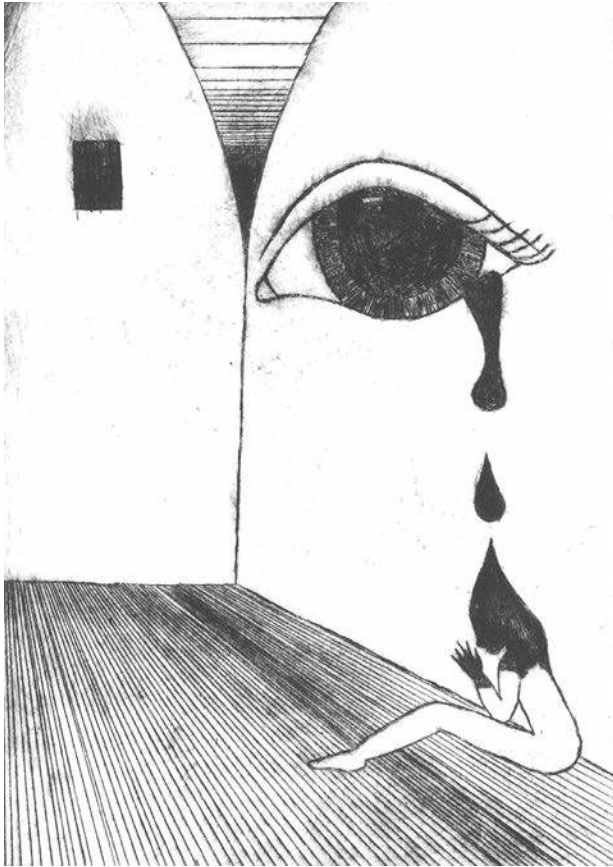
*Angst. Der ganze Raum ist erfüllt von ihr. Wir haben die Tür verbarrikiert und uns in die hinterste Ecke gedrängt. Allen ist es egal, wen sie berühren, wir sind alle mit uns selbst beschäftigt. Ich höre jemanden weinen. Jemand sagt: „Shhh. Es ist alles gut. Uns wird nichts passieren.“ Das Weinen wird leiser. Die Person neben mir zittert und ich merke, wie nahe er den Tränen ist. Normalerweise unvorstellbar; aber jetzt nehme ich ihn in den Arm.*

Noch ein Monster, dann ist es endlich so weit, ich werde auch gehen. Wo ist sie denn bloß? Ah da!

*Wir können nicht mehr. Die Angst frisst uns auf und wir sind am Ende.*

Ende. Mein Ende. Das Ende des Mobbings. Und dann steche ich zu. Ganz ehrlich? Ich freue mich auf die Hölle.

*Mia Michaelis*



Mia Michaelis, Beobachtet

## Fesselnde Liebe

Pass auf, was du dir wünschst, denn manchmal wird es wahr. Ich wollte ihn und seine Liebe, und bekam sie für lange Zeit.

Damals war ich gerade auf dem Weg von meiner Freundin nach Hause. Es war bereits dunkel, also beste Voraussetzungen für eine Entführung.

Ich wachte in Dunkelheit auf; eine Augenbinde war um meinen Kopf gelegt. Darunter schwitzte ich. Zum Glück konnte ich mich schnell sammeln und versuchte herauszufinden, wo ich war. Stickige Luft um mich. Vorsichtig bewegte ich meine gefesselten Hände – mein Entführer sollte glauben, dass ich schlief. Leider konnte ich nichts ertasten. Ich lauschte. Es war komplett still.

„Fertig?“, fragte ein Mann, und ich zuckte zusammen. Ein Brummen ertönte und ein kleiner Ruck ging durch mich. Jetzt war mir klar, dass ich in einem Auto saß. Der Weg war holprig, und ich versuchte, die Stimme zuzuordnen. Ich kannte sie, doch woher?

Plötzlich ertönte ein erschrockener Ruf, und wir legten eine Vollbremsung hin. Mein Körper wurde vom Gurt gehalten, doch mein Kopf knallte gegen den Sitz vor mir.

„Au!“, rief ich.

„Du bist wach!“, bemerkte der Mann überrascht. Das Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden Autotür. Kurz danach noch mal, nun direkt neben mir.

„Geht es dir gut?“, fragte er. Meine Hände wurden sanft von meiner Stirn geschoben. Eine große, warme Hand strich über meine Stirn. „Brauchst du irgend etwas?“

„Ja,“, sagte ich, „meine Sicht, freie Hände und jemanden, der mich zu Hause ablädt.“

„Keine Sorge. Zu Hause bekommst du alles, was du willst.“ Wir meinten mit „zu Hause“ vermutlich nicht dasselbe. „Es dauert nicht



mehr lang“, fügte Mister Woher-kenne-ich-diese-Stimme-nur hinzu und schloss die Tür.

Ich nutzte die Gelegenheit, den Stecker meines Gurts zu lösen. Etwas zu schnell bewegte ich meine Hände Richtung Tür und meine Knöchel knallten dagegen. Ich ignorierte den Schmerz und langte nach dem Griff. Das war meine Chance abzuhauen. Wenn das Auto noch nicht so schnell war, dass ich mich beim Hinausspringen verletzen würde. Er müsste bremsen, sich abschnallen und um das Auto rennen. Ich hätte dann hoffentlich genug Vorsprung, um mich in der Dunkelheit zu verstecken. Ich hörte, wie die Fahrertür aufging, und als sie wieder zuknallte, fand ich den Griff meiner Tür.

„Tut mir leid, das wird nicht funktionieren. Kindersicherung.“ Seine Stimme klang lakonisch, und ich konnte mir gut vorstellen, wie er mit den Schultern zuckte. „Wir wollen doch nicht, dass du in diesem dunklen Wald verloren gehst.“ Ein kurzes Stöhnen, dann zog etwas an meinem Gurt, bis es wieder Klack machte.

Wir fuhren ein paar Minuten lang schweigend, bis ich anfang zu reden. „Was wird mit mir passieren? Bist du gelangweilt und vergewaltigst mich armes, schönes, schwaches Mädchen in diesem Wald, um mich dann zu ersticken und in einem Loch zu vergraben? Oder bist du ein Kannibale, der mich bei lebendigem Leibe frisst? Vielleicht fesselst du mich an einen Baum und überlässt das Fressen den Wildschweinen?“

Er antwortete lachend: „So etwas könnte ich dir niemals antun, Lia.“

In meinem Kopf machte es Klick, jetzt erkannte ich die Stimme.

„Percy?“, rief ich. Wir hatten in der Schule viele Kurse zusammen, waren so ins Gespräch gekommen und hatten uns angefreundet. Seit Wochen war ich verliebt in ihn.

„Hast du mich erst jetzt erkannt?“, fragte er.

Ich antwortete nicht. Dazu war ich zu verwirrt. War das hier wirklich eine Entführung? Warum sollte Percy mich entführen? So ein Dummer-Jungen-Streich, bei dem jemand angeblich entführt wird und man sich dann über dessen Angst lustig macht, konnte es nicht sein. Wir waren beide Einzelgänger, die keiner mochte.

„Was soll das hier?“, fragte ich. Percy würde mir nie wehtun, zumindest glaubte ich das.

„Ich gebe dir ein neues, sicheres Zuhause. Ein Ort, an dem wir zusammen verrückt sein können.“

Begeisterung und Freude schwangen in seiner Stimme mit. Unter der Augenbinde zog ich eine Augenbraue hoch.

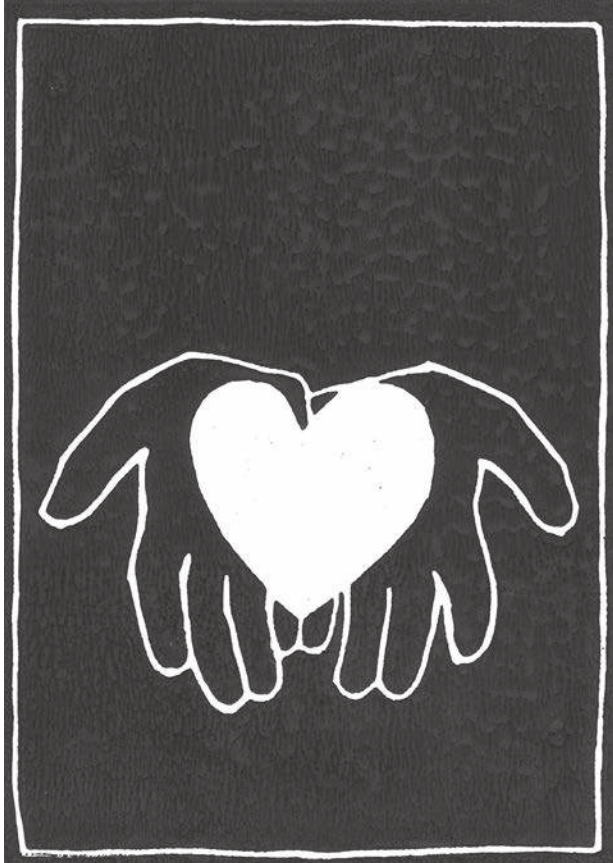
„Ich liebe dich, Lia. Ich will für immer an deiner Seite sein und für dich sorgen.“

Mein Herz schlug etwas schneller. Ich weiß nicht, ob das an seinem Liebesgeständnis lag oder an der Aussicht, für immer von ihm festgehalten zu werden.

Wir bogen ab und hielten an. Percy stellte das Auto ab und öffnete meine Tür. Er löste die Kordel an meinen Handgelenken und half mir aus dem Auto. Die kalte frische Luft des Waldes tat gut. Mein Körper war verkrampft, meine Beine fühlten sich an wie Wackelpudding. Also ließ ich mich von Percy stützen. Ruhigen Schrittes führte er mich, und ich hatte ständig das Gefühl, gleich ins Nichts zu treten. Doch er warnte mich, wenn Stufen kamen, und führte mich zu einem Haus. Als wir drin waren, nahm er mir die Augenbinde ab.

„Willkommen!“, sagte er mit einem Lächeln und einer einladenden Geste. „Unser gemeinsames Heim. Ich hoffe, es gefällt dir. Wollen wir Spaghetti zum Abendbrot essen und dabei einen Film schauen?“

*Amy Bergmann*



Amy Bergmann, fesselnde Liebe

## Alles wird gut

So hab ich mir meinen Freitag in der Schule gewiss nicht vorgestellt. Wir hatten gerade Deutsch und ich freute mich schon auf den Schulschluss, als es passierte. Und so sitze ich jetzt hier. Mit einem verspanntem Oberschenkel, viel zu hohem Adrenalinpiegel, nassen Wangen, einer laufenden Nase und der Polizei vor der Tür.

30 Minuten zuvor. „Gibt es noch Fragen?“, fragte Frau Wagner uns, nachdem sie die Aufgabe erklärt hatte. „Ich gebe euch 20 Minuten Zeit, und dann tragen wir zusammen.“ Das Rascheln von Seiten erfüllte den Raum, als wir alle unsere Bücher und Hefter aufschlugen. „Also, wir sollen jetzt den Sachtext lesen und ihn dann analysieren?“, fragte mich Klara, die Meisterin darin war, den Lehrern nicht zuzuhören. „Jup“, antwortete ich und fing an zu lesen. „In dieser Deutschstunde lese ich ja mehr als in den letzten drei Monaten zusammen!“, fluchte Klara vor sich hin. Ich konzentrierte mich wieder auf den zwei Seiten langen Text.

Ding Dong, kam das Signal aus dem Lautsprecher, welches uns darauf vorbereitete, dass die ruhige und monotone Stimme unseres Schulleiters gleich in den Räumen und Fluren ertönen würde. Monoton war die Stimme, jedoch nicht die unseres Schulleiters. „Achtung, Achtung! An alle Personen im Schulgebäude, wir haben eine ernste Lage“, ertönte eine weibliche Roboterstimme. Spätestens jetzt erhoben die letzten aus meiner Klasse verwundert ihre Köpfe. Frau Wagners Augen weiteten sich. Was passiert hier gerade? Warum macht sie das Licht und die Tafel aus? „Bleiben Sie in den Klassenräumen, schließen Sie die Türen ab und halten Sie sich von Fenstern und Türen fern. Weitere Anweisungen folgen“, beendete die Stimme ihre Ansage. Frau Wagner räusperte sich nervös. „Leute, das ist der Amokalarm. Ihr geht alle zu Nicole, Felice, Anna und Klara in die Ecke!“

Alle schnappten ihre Mappen und liefen zu uns in die Ecke. Die Mädels in meiner Reihe und in der Reihe vor uns schoben die Tische zur Seite, sodass bald alle in der Ecke gedrängt hockten. „Es sind alle da, oder? Es ist gerade niemand auf Toilette, richtig?“, fragte Frau Wagner plötzlich. „Wir sind alle da“, bestätigten ein paar andere, was zur kurzzeitigen Erleichterung führte. So saßen wir für ein, zwei Minuten Schulter an Schulter. „Ich hab ’ne Idee“, flüsterte ich vorsichtig. „Mach jetzt bitte ein einziges Mal nichts Dummes, Anna!“, fuhr mich Felice an. „So dumm, dass ich jetzt rausgehen würde, bin ich jetzt auch nicht“, erwiderte ich im Flüsterton. Versteht sich. „Habt ihr es jetzt mal?“, fluchte Helene. „Sorry, dass ich versuch, meinen Adrenalin-spiegel runterzukriegen. Ich kann auch anfangen zu singen“, flüsterte ich zurück. „Wag es nicht“, sagte Melanie. „Ich wollte nur sagen, wir könnten die Tische am Rand umkippen, dann haben wir mehr Platz, mehr Leute können sich anlehnen und wir sind sogar noch geschützt“, erklärte ich. Die Idee des Anlehns überzeugte genug aus meiner Klasse, dass sie, ohne Frau Wagner zu fragen, anfangen, die Tische vorsichtig umzukippen. Nele, Luise und Pia saßen gegenüber von Nicole, Felice, Klara und mir. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Wand und schloss meine Augen. Die Stille war unheimlich, doch ich wagte es nicht, sie zu unterbrechen. Meine Hände begannen zu zittern. Nach ein paar Minuten füllte der Raum sich mit Murmeln, als jeder versuchte, sich irgendwie abzulenken. Ein paar zogen ihre Handys raus. „Es wird alles gut, oder?“, fragte ich. „Die Polizei-Station ist nicht weit von hier. Die sind bestimmt gleich hier, kontrollieren alles, dann kommt eine Entwarnung, und alles ist gut“, versicherte unsere Lehrerin, auch wenn sie nicht sehr selbstsicher klang. Ich nickte. Die Angst und der Stress machten mir Kopfschmerzen. Mein Herz schlug immer schneller und lauter. Ich muss mich ablenken. Alles wird gut.

Dann, auf einmal, BANG. Ein Schuss hallte durch das Schulhaus. Mein Herz, raste nun wie eine Antilope auf der Flucht. Mein Auf-

schrei vermischte sich mit denen von anderen. Mein Körper zuckte vor Schreck zusammen und irgendwo, hinter der Panik, spürte ich meinen vor Verspannung schmerzenden Oberschenkel. Ich hörte nichts, nur mein panisch schlagendes Herz, das meinem Körper entfliehen zu wollen schien. Ich konnte nicht richtig atmen. In blinder Panik griff ich um mich, in der Hoffnung, irgendwo Halt zu finden. Ich ergriff einen Arm und zog mich an die Person heran, versteckte mein Gesicht zwischen Hals und Schulter der Person. Ich öffnete kurz meine Augen und erkannte an der Latzhose und den kurzen Haaren Pia. Meine Hände krallten sich in das Shirt meiner besten Freundin und ich drückte mich an sie, als wäre sie mein letzter Halt. Ich spürte Pias unregelmäßige Atemzüge und sie vermutlich meine, spürte ihren Körper mit meinem zittern und ihr Bein zucken, als ich meines bewegte. Als die Lautstärke meines Herzschlages abnahm, konnte ich ihren und meinen zittrigen Atem hören. Wie wir es damals in der Grundschule getan hatten, begannen wir uns gegenseitig den Rücken zu streicheln, um uns zu beruhigen. Ich griff nach meiner Flasche und trank. In einem Zug war meine Ein-Liter-Flasche auch schon fast leer. Ich setzte ab und hielt Pia die Flasche hin. Nachdem Pia ein paar Schlucke genommen hatte, flohen wir wieder in die Arme des anderen, und wie ein Kleinkind vergrub ich mein Gesicht in ihrer Halsbeuge. Ich weiß nicht, was ich erwartete. Vielleicht weitere Schüsse? Schreie? Drohungen? Eine eingetretene Tür? Eigentlich alles. Außer Stille. Bitte lass das alles nur ein Traum sein. Ein Albtraum – aber immerhin nur ein Traum.

Als an die Tür geklopft wurde, schnellten alle Köpfe hoch. Meine Finger und Zehen verkrampften sich wieder und ein leichtes Zittern schüttelte meinen Körper. Markus lugte über die Tische hinweg.

„Da sind Polizisten vor der Tür“, flüsterte er. Frau Wagner atmete erleichtert aus.

Als der erste der Polizisten seine Dienstmarke durch die Scheibe zeigte, konnten wir uns nun endlich sicher fühlen.

Und so sitze ich jetzt hier. Mit einem verspanntem Oberschenkel, viel zu hohem Adrenalinpiegel, nassen Wangen, einer laufenden Nase und der Polizei vor der Tür. Alles wird gut.

„Alles wird gut!“, flüstere ich.

*Maria Hensen*



Maria Hensen, Alles wird gut



## Amoklauf

Vierte Stunde bei Herrn Karau. Wie jedes Mal machten wir nicht wirklich was bei ihm.

Da dröhnte durch die Lautsprecher der Schule die Stimme von Herrn Senowski: „Frau Tietze ist heute leider erkrankt.“ Irgendetwas stimmte nicht. Ich wusste noch, wie meine Klassenlehrerin gesagt hatte, dass es, wenn eine Durchsage kommt, die keinen Sinn macht, ein Amokalarm ist. Herr Karau hatte anscheinend ähnliche Gedanken, denn er rannte blitzschnell zur Tür. „Meine Damen und Herren, bitte bleibt ruhig.“ Aber selbst ihm floss der Schweiß in Strömen übers Gesicht.

Wir versteckten uns alle in einer Ecke, zusammengequetscht wie Sardinen in einer Büchse. Dann ertönten Schüsse wie der Donner eines Gewitters.

Schreie, weitere Schüsse, dann Stille.

Plötzlich schoss der Amokläufer durch die Tür. Ein Schuss traf meinen Freund neben mir.

Ich sah schon mein Leben an mir vorbeiziehen, da traf ihn eine Kugel und Polizisten tauchten auf. Wir waren gerettet.

*Alexander Stenz*



Alexander Stenz, Der Mann im Sturm

## Entführung

Mein Leben lang habe ich hart gearbeitet. Ich war Handwerker, muss man wissen. Verdient hatte ich nicht viel, aber es reichte zum Leben. Doch dann hat sich alles verändert. In den USA ist eine der großen Banken pleite gegangen, und wie Dominosteine andere Banken mit ihr. Die Inflation stieg, und ich kam an mein Geld nicht mehr heran. Da blieb mir nur noch eine Möglichkeit: eine Entführung mit Lösegeld.

Ich wusste, dass in meiner Stadt eine Billionärsfamilie lebte. Ich fuhr also mit meinem Auto (natürlich mit geändertem Kennzeichen) zu der Straße, wo die Familie wohnte. Der Sohn spielte gerade mit seinen Freunden auf der Straße. Ich hielt an, setzte meine Sturmhaube auf und griff meine Pistole. Ich stieg aus, mein Adrenalinspiegel stieg. Ich schrie: „Hände hoch oder ich schieße!“, dann packte ich den Jungen, knabbelte ihn und fuhr los. Zu Hause angekommen, brachte ich ihn in den Keller, den ich schon vorher vorbereitet hatte.

Dann schrieb ich einen Brief an die Familie mit der Forderung nach einer Milliarde Euro.

Nach einigen Stunden wurde die Tür eingetreten, Die Polizei war da. „Auf den Boden!“, riefen sie. „Wo ist der Junge?“

Ich wimmerte nur: „Im Keller.“ Einer stürmte hinunter in den Keller. Er schrie: „Er ist tot, hier riecht es stark nach Gas.“

Eine Träne floss mir übers Gesicht. Was hab ich nur getan.

*Alexander Stenz*

## True Crime: Stalking

„Nichts ist so, wie es scheint!“, sagte meine Mutter, bevor sie starb. Viel zu jung, wie ich fand. Ich war zu hundert Prozent sicher, dass es Tom, der Ex-Freund meiner Mutter war, deshalb haben wir ihn hinter Gitter gebracht.

Einige Jahre darauf, als ich mit meiner besten Freundin in einem Café war, setzte sich ein Mann neben uns, er hatte einen schwarzen Anorak an und einen Hut, hatte eine Zeitung in der Hand und schien mich zu beobachten. Ich ließ mir nichts anmerken, dachte aber: Nun ist es also passiert, er will Rache, wahrscheinlich ist er aus dem Gefängnis ausgebrochen.

Der Blick des Mannes kam mir sehr merkwürdig vor, und als er aufstand, rutschte seine Maske etwas tiefer, sodass man seine auffällige Narbe sehen konnte. Jetzt war alles klar, es handelte sich um Tom. Wegen dieser Narbe musste ich meinen Kater Leo einschläfern lassen!

Es fühlt sich schon komisch an, wenn man beobachtet wird. Ich suchte in meiner Handtasche mein Taschenmesser, den Lippenstiftschocker und Spiegel.

„Sollte ich zur Polizei gehen?“, hörte ich mich leise sagen.

Meine Freundin sagte: „Hä, warum?“

„A-ach, nichts ...“, erwiderte ich kurzerhand und kehrte wieder in die Realität zurück.

Vier Tage später wurde ich abends von einer verummten Person in eine Gasse gedrückt. Sie sprach nichts und ich auch nicht, ich suchte nur hektisch mein Lippenstiftschocker. Als die Person sagte: „Für all das Leid und die Jahre hinter Gitter wirst du genauso wie deine Mutter sterben!“, wusste ich, mit wem ich es zu tun hatte. Tom ...

Ich war voller Angst, jedoch wollte ich meine Mutter rächen. Die Angst schlug um in Wut. Gerade als Tom sein Messer zückte, gab ich

ihm einen Elektroschlag, danach ritzte ich ihm seine Pulsader auf und ließ ihn verbluten.

Als seine Leiche gefunden wurde und es sich herausstellte, dass ich diejenige war, die ihn umgebracht hatte, wurde ich für 30 Jahre in Haft gesetzt, doch wegen guter Führung nach 15 Jahren entlassen. Ob das so eine gute Idee war? Mein nächstes Opfer wartet schließlich schon.

Seitdem ist alles gut gelaufen, hier ein Liebespaar, da eine Streitigkeit. Irgendwie habe ich mich schon wie eine Killerin gefühlt.

Immerhin lasse ich mich nicht so schnell erwischen. Heute war ich in einem Waffenladen, wo ich mir mit gefälschtem Waffenschein eine einfache Pistole geholt habe. Ich habe beschlossen, in das Haus meines nächsten Opfers einzudringen und ihm dann mit ein paar Schüssen das Leben zu nehmen.

Ich fing an, innerlich zu lachen, als sich die Show vor meinen Augen abspielte. Ich sagte: „Jetzt bist du dran. Mein Leid ist in Wut umgeschlagen.“

*Ronja Galow*



Ronja Galow, Gefangene Trauer

## Geld öffnet alle Türen

Geld – oder alternativ Wein –, aber vor allem Geld öffnet alle Türen. Das habe ich schon sehr früh gelernt, als ich mit fünf Jahren auf der Polizeistation saß und ängstlich auf meine Eltern wartete. Was war geschehen? Meine Mutter hatte gekocht, ich hatte daneben auf dem Boden gespielt. Plötzlich fing sie an zu schimpfen, mit dem Handy am Ohr, schrie für mich unverständliche Worte. Dann legte sie auf, packte mich an der Hand und steckte mich ins Auto. Auf der Polizeistation setzte sie mich auf eine Bank und verschwand in einem Bürozimmer.

Später kam ein fremder Mann aus dem gleichen Zimmer. Jason. Er trug einen perfekt anliegenden Anzug, hatte ein einnehmendes Lächeln, das jedoch alle im Raum ängstlich auf ihren Plätzen schrumpfen ließ. Es ließ mich schaudern. Seine durchdringenden Augen, denen nichts entging, waren direkt auf mich gerichtet. Hinter ihm trat ein weiterer Mann aus dem Büro, ähnlich gekleidet, mit einem etwas weicheren Lächeln und blauen intensiven Augen, die mich ebenfalls musterten. Aaron.

Er kam zu mir, ging in die Hocke und begrüßte mich mit freundlicher Stimme. „Hallo, Kim.“

Verständnislos sah ich ihn an. Und war geschockt, als er meinte, ich werde nun mit ihm gehen. Und verzweifelt, als ich nicht gehen wollte; er aber meinte, ich hätte keine Wahl, denn meine Eltern hätten es so bestimmt.

Als meine Eltern ebenfalls aus diesem verdammten Büro kamen und mir mit emotionslosen Stimmen zu verstehen gaben, dass ich gehen sollte, gab ich es auf, mich zu wehren.

„Warum?“ fragte ich.

„Schulden müssen zurückgezahlt werden. Auf die eine oder andere Art und Weise.“

Dieser Satz hat sich an diesem Tag so tief in meinen Kopf gebrannt, dass ich mich auch 15 Jahre später noch so klar daran erinnerte, als wäre es erst gestern gewesen. Inzwischen war mir klar, was genau damals passierte. Auch wenn ich nie erfuhr, warum meine Eltern so hohe Schulden hatten, dass sie sie durch mich zurückzahlen mussten.

Warum das alles aber überhaupt legal über die Bühne laufen konnte? Tja, weil es das nicht war. Definitiv nicht.

Und ich befand mich in meiner jetzigen Situation auch nicht gerade auf der richtigen Seite des Gesetzes. Eher so in der Grauzone. Dunkles Grau. Sehr dunkles Grau.

Ein Schuss verfehlte mich knapp und ich warf mich hinter irgendwelche Paletten, um nicht doch noch von verirrtten Kugeln von Danais Männern getroffen zu werden. „Scheiße!“, hörte ich den eben genannten Mann – wenn man vom Teufel spricht, haha – wenige Sekunden später vor Wut schreien. Ich hatte das Feuer erwidert und ein anscheinend explosives Stoffgemisch getroffen, welches direkt die Hälfte dieser Idioten in die Luft sprengte.

„Komm raus, du Feigling“, hörte ich ihn wieder schreien und drehte nur die Augen. Der benahm sich wie ein schmollendes Kleinkind. Dann erklang von oben eine viel erfreulichere Stimme. „Kim, wir sind bereit!“ Ich grinste und drehte mich zu James, meinem Bruder in allem außer Blut, um ihm bestätigend zuzuzwinkern.

„Danai, weißt du, warum du immer versagst?“, rief ich provozierend zu meinem Gegner und richtete mich auf. „Darum!“

Ich deutete auf ein Regal, das keine zwei Meter von ihm entfernt war, und erfreute mich an der Art und Weise, wie sich seine Augen panisch weiteten, bevor ich lossprintete.



James packte meinen Arm und hielt mich fest, als ich mich auf eine durch einen kaputten Teil des Daches heruntergelassene Plattform hochschwang und meinem Rivalen den Mittelfinger zeigte. Der versuchte noch wie besessen, sich einen Weg aus der Lagerhalle zu bahnen, bevor der Helikopter uns hochzog und das Gebäude unter uns feuerwerksartig weggesprengt wurde.

„Gut gemacht!“, klopfte mir mein Bruder auf die Schulter, als wir im Heli saßen und uns angrinsten. „Immer doch, Brüderchen“, lachte ich und wandte mich an Newt, der vorne am Steuer saß. „Wir kommen noch rechtzeitig zum Abendessen?“

„Klar, aber wenn du in diesem Aufzug dort auftauchst, bringt Vater dich trotzdem um, selbst wenn du nicht zu spät kommst“, grinste James und stieß mir seinen Ellenbogen in die Seite. Ich schnaubte nur und meinte: „Ach komm, du weißt besser als jeder andere, dass man Aaron mit einem Glas Wein immer rumkriegt.“ Ich pausierte. „Aber du hast recht, wo sind die Wechselsachen?“

\*\*\*

„Guten Abend. Kim. James. Ihr seid spät dran.“

„Ich entschuldige mich, Vater.“

„Danai?“

„Er sollte kein Problem mehr sein. Wir haben einen großen Teil seiner Männer erwischt und eine seiner wichtigsten Lagerhallen gesprengt. Bis er wieder bereit ist zu handeln, haben wir den Deal längst abgeschlossen.“

„Das ist gut. Nach dem Essen haben wir etwas Wichtiges mit euch zu besprechen.“

Wir unterhielten uns über alltägliche Dinge. Nun ja, aus unserer Sicht alltägliche Dinge: Anschläge auf Familienunternehmen, Waf-



Vivienne Niklas, Spät dran

fen- und Drogenhandel, Schießereien mit verfeindeten Familien. Das ist nicht bei jedem Alltag. Falls an diesem Punkt jemand noch nicht verstanden haben sollte: Wir gehören zur Mafia. Präziser, zu einer der Fünf Familien, und sind als solche ein Teil der Amerikanischen Mafia: Der Cosa Nostra. Damit sind wir an der Spitze des organisierten Verbrechens in New York und New York City. Grundsätzlich agieren wir eigenständig und unabhängig voneinander, allerdings können Konflikte dennoch nicht vermieden werden, da wir im selben Feld tätig sind. Diese Konflikte nahmen in letzter Zeit zu und konnten nicht geschlichtet werden.

Einer unserer größten Rivalen ist Danai. Der Mann, den wir vorhin hochgejagt haben ... Ähem.

Nach dem Abendessen setzten wir uns ins Sprechzimmer, James und ich auf ein Sofa, Jason und Aaron mit einem Glas Wein auf ein zweites. Es herrschte eine Stille, die mich nach einiger Zeit unruhig machte, obwohl ich wusste, dass mir nichts passieren konnte.

Jason brach die Stille: „Wir kommen direkt zum Punkt. Kim, du kannst nicht mehr hierbleiben.“

James sprang auf. „Vater! Das kann nicht dein Ernst sein! Das kannst du nicht tun!“

„Beruhige dich. Du missverstehst uns“, mischte sich Aaron ein. „Es ist nicht so, dass wir ihn wegschicken. Aber wir haben keine Wahl.“

„Wir sind nicht mehr die Jüngsten.“

„Was hat das damit zu tun!?!“, sagte James aufgebracht, und ich stand auf, um ihn zurückzuhalten. Innerlich war mir kalt, aber ich durfte mich nicht verunsichern lassen. Sie hatten mich nicht vor 15 Jahren aufgenommen, um mich jetzt aus heiterem Himmel rauszuschmeißen.

„Ihr wisst, es gibt einige, die uns nicht positiv zugetan sind, und in letzter Zeit nehmen die Fälle, in denen die anderen Familien ihr

Missfallen deutlicher ausdrücken, zu. Das habt ihr gewiss mitbekommen.“ Wir nickten nur stumm. „Die anderen Familien sind unzufrieden, weil wir NYC im Grunde allein beherrschen, und sie scheinen sich zusammengetan zu haben, um uns loszuwerden.“

„Und die einzige Möglichkeit ist es, uns alle außer Kim umzubringen, und dann auf sein als adoptierter Sohn ungültiges Recht auf Erbschaft zu bestehen, damit sie sich unser Vermögen nicht mit Gewalt unter den Nagel reißen“, flüsterte James und ich weitete meine Augen im stummen Verständnis. Eine Grundregel der Mafia war es, dass einer anderen Familie Macht und Vermögen nicht durch Mord annektiert werden konnten, aber so würden sie das geschickt umgehen, da dann der Fall einer ungültigen Erbschaft eintreten würde. Eigentlich lächerlich, dass die Mafia solch eine Regel besaß, aber dadurch wurde das Abschlichten zwischen den Familien in Schach gehalten.

„Und daher haben wir einen Plan entwickelt.“

\*\*\*

Ein Jahr später

Zügigen Schrittes lief ich auf den Eingang zum Gebäude des Supreme Courts, des Obersten Gerichtshofs der USA, zu, während mir der Anwalt meiner Familie stumm folgte.

Heute war der Tag. Der Tag, an dem der Plan, den wir seit einem Jahr bis ins kleinste Detail geplant, vorbereitet und geprüft hatten, endlich in Kraft treten würde. Ich hatte die anderen vier der Fünf Familien vor einem Monat wegen Mordversuch, hochgradiger Körperverletzung, Diebstahl – und noch ein paar anderen Verbrechen, je mehr, desto besser – an meiner Familie angeklagt, und heute fand die Verhandlung statt. Natürlich traf das alles nicht zu,

meine Familie lag sicher wohlgeborgen in einem geheimen Ferienhäuschen an der Küste, aber das musste der Rest der Welt ja nicht wissen ... Ich war mir sicher, diese, äh bösen Menschen, wiegten sich in Sicherheit und dachten, mit ein paar Millionen Dollar wäre es getan, aber schon bald würden sie merken, dass sie direkt in meine Falle getappt waren und diese zugeschnappt war. Denn egal, was sie versucht hatten, ich hatte seit einem Jahr sämtliche Vorkehrungen getroffen, um ihnen keinen Raum zu geben, irgendetwas zu unternehmen.

Ich war in der Welt herumgereist, hatte Geld wie Heu angehäuft, falsche Beweise platziert und alle wichtigen Stellen geschmiert, von denen ich wusste, dass sich die restlichen vier der Fünf Familien an diese wenden würden.

Wir gingen nach dem gleichen Prinzip vor: Geld öffnet alle Türen.

Und jetzt zählte nur, wer mehr davon hatte. Und natürlich die Tatsache, dass ich die Fäden schon vor Monaten im Hintergrund gezogen hatte.

Vier Stunden später trat ich guten Gewissens wieder aus der gleichen Tür und wusste, alle potenziellen Feinde waren nun eliminiert. Ich meine mich zu erinnern, es war die Rede von lebenslänglich Gefängnis, ohne Kontakt zur Außenwelt.

„Ist es nicht ein schöner Tag heute? Komm schon, Newt, wir müssen los“, sagte ich zu unserem Familienanwalt, der, das nur nebenbei, auch eine Flugausbildung gemacht hat, und lief in Richtung Taxihaltestelle.

Eines weiß ich sicher: Geld kann alle Türen öffnen. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt. Und ich liebe meine Familie über alles. Sie ist alles, was ich habe, auch wenn sie ungewöhnliche, nennen wir es Eigenarten hat und moralische Werte in den seltsamsten Momenten hervorbringt. Nichts ist wichtiger als die Familie.

Aber, und vielleicht gerade deswegen, nun ist es an der Zeit zu versuchen, einen anderen Lebensstil zu finden. Theoretisch kann ich machen, was ich will, an Geld wird es mir nicht mangeln. Irgendwo ein ruhiges kleines Häuschen mit Ausblick aufs Meer – und natürlich genügend Wein im Keller. Aaron lässt sich nur mit Wein bestechen.

*Vivienne Niklas*

## Missverständnisse

„Wenn ich ihn nicht haben kann, dann kann es keiner.“ Die Nachricht war in leuchtend roter Farbe geschrieben, welche ein wenig an Blut erinnerte. Kommissar Lindten stand nachdenklich vor dem Spiegel und starrte die Buchstaben an. In diesem Moment tippte ihm jemand auf die Schulter. „Stewart, wir haben alle Spuren gesichert. Wir sollten zurück zum Revier für die Fallbesprechung“, meinte sein Kollege Kommissar Julian Humble.

„Wie Sie sicher schon gehört haben, haben wir einen neuen Fall. Bei dem Opfer handelt es sich um Ella Wollseif, 23 Jahre alt. Sie wurde gestern Nacht in ihrem Apartment umgebracht. Geschätzter Todeszeitpunkt liegt zwischen 1 Uhr und 3 Uhr. Neben ihrem Leichnam wurden eine Halskette und ein zerbrochenes Weinglas mit Lippenstiftabdrücken sichergestellt. Zusätzlich fand man einen offenen Nagellack, mit dem eine Nachricht auf dem Spiegel im Wohnzimmer des Opfers hinterlassen wurde“, ratterte Oberkommissar Olaf Steinbeck die Fakten herunter. „Es scheint alles auf die Tat einer eifersüchtigen Frau hinzudeuten“, meldete sich Kommissar Humble zu Wort. Der Oberkommissar drehte sich zu ihm um. „Sie haben es erfasst. Deswegen befragen Sie als nächstes Nora Flere, die beste Freundin unseres Opfers.“

Bunte Lichter. Laute Musik. Stickige Luft. Uns gegenseitig stützend, drängten wir uns durch die vielen Menschen auf den Ausgang zu und taumelten raus auf die Straße. Von der anderen Straßenseite blendete uns das Licht einer Leuchtreklame.

„Sie sagen also, Frau Wollseif war mit ihrem Freund, Herrn Luc Weber, auf einer Party“, sagte Kommissar Lindten.

„Ja.“

„Und was ist mit diesem Nagellack und dieser Kette?“, fragte Kommissar Humble. „Kommen sie Ihnen bekannt vor?“

„Nein, beides habe ich noch nie bei Ella gesehen. Sie trägt normalerweise keinen roten Nagellack.“

„Vielen Dank, wir haben vorerst keine weiteren Fragen.“

Ella kicherte, während sie mir den Lippenstift auftrug. Es fühlte sich ungewohnt an. „Und jetzt noch der Nagellack“, sagte sie fröhlich, während sie mich zur Couch zog und ich mich halbherzig wehrte. „Halt still, Luc“, kicherte sie wieder. War jetzt der richtige Zeitpunkt, um ihr die Kette zu schenken?

„Was denkst du über die Aussage von Frau Flere, Julian?“, fragte Kommissar Lindten. „Ich denke, sie lügt“, antwortete Kommissar Humble, und in diesem Moment klingelte sein Handy. „Ah, die Kollegen.“

„Was hat die Befragung von Luc Weber ergeben“, fragte Kommissar Lindten, nachdem Humble das Gespräch beendet hatte. „Es gibt wohl einige Verdächtige unter den Ex-Freundinnen des Partners der Toten.“

Einige Wochen später: „Willkommen zur Nachbesprechung zum Fall von Ella Wollseif. Wir haben leider keine neuen Ergebnisse vorzubringen. Alle Verdächtigen besitzen ein wasserdichtes Alibi, und weitere Untersuchungen sind ebenfalls im Sand verlaufen. Hinzu kommen Ungereimtheiten im Täterprofil, wie zum Beispiel der Tötungsakt, der laut Spezialisten aufgrund ungewöhnlich gewalttätiger Ausführung eher zu einem männlichen Täter passt und nicht, wie bisher angenommen, einem weiblichen. Mit Bedauern muss ich Ihnen also mitteilen, dass die Untersuchungen zum Fall Ella Wollseifs hiermit eingestellt werden. Danke für ihre Mitarbeit.“

Sie kamen eng umschlungen aus der Tür gestolpert. Sie umklammerte seinen Arm und kicherte nervtötend mit ihrer schrillen Stimme. Wie konnte sie es nur wagen, ihn überhaupt anzufassen. Sie hatte kein Recht dazu. Sie manipulierte ihn mit ihrem falschen Lächeln



und sanften Berührungen. Es war nicht seine Schuld, dass er es nicht erkennen konnte. Aber ich würde ihn aus ihren Krallen befreien.

„Julian, hast du schon den Bericht fertig?“

„Entschuldigung, war gerade in Gedanken.“

*Vivienne Niklas und Sophie Hoffmann*

## Redjack

Wenn ich damals gewusst hätte, was ich heute weiß, hätte ich mich dann vielleicht anders entschieden?

Um diese Frage zu beantworten, muss ich ein wenig in die Vergangenheit zurück gehen. Zurück an einen Freitagabend, an dem ich mit sieben anderen Menschen an einem Tisch, in einem abgedunkelten Raum saß, wo im Hintergrund das Klappern von Chips und das Gelächter der anderen Anwesenden im Raum zu hören war. Ich erinnere mich noch heute an den Geruch von Zigaretten und überteuerten Parfüms sowie an das rötliche Schimmern der Barbeleuchtung.

Der Dealer legte vor jeden Spieler die erste offene Karte auf den Tisch. Ich schaute sie mir aber nicht an. Stattdessen betrachtete ich die sechs anderen Spieler, die heute Abend mit mir an diesem halbkreisförmigen Tisch saßen. Zu meiner Rechten, und damit auf der „First Base“, saß ein älterer Mann mit einem dunkelgrauen Anzug, darunter ein lila Hemd, und einer herausstechenden grünen Krawatte. Sein kurzgeschorenes Haar war schon ergraut und seine zu große Brille rutschte ihm ständig von der Nase. An sich schien es, als würde er die Brille normalerweise nicht tragen, da sein gesamtes Outfit in keinsten Weise zusammenpasste. Er ist in dieser Runde neu dazugekommen und hatte seit Beginn des Spiels, was vor ungefähr zehn Minuten war, noch keinen einzigen seiner Gesichtsmuskeln bewegt, sodass es fragwürdig war, ob er überhaupt welche besaß. Dieser Mann wusste also, was ein Pokerface ist. Nur leider war es nicht Poker, was wir hier spielten, und somit war seine Gesichtstarre völlig übertrieben.

Zu meiner Linken saß eine jüngere Frau in meinem Alter, also um die zwanzig Jahre alt, wie ich schätzte. Doch im Gegensatz zu mir hatte sie absolut keine Ahnung vom Glücksspiel, das hatte ich schon in der letzten Runde festgestellt. Sie trug ein karmesinrotes

Abendkleid, welches bis knapp über den Boden reichte, und einen, für meinen Geschmack viel zu dunklen, Lippenstift.

Neben diesen beiden waren noch ein Geschäftsmann mittleren Alters, eine ältere Dame um die fünfzig mit so viel Bernsteinschmuck, wie ein Schmuckladen nur verkaufen konnte, ein junger viel zu motiviert wirkender Mann, der mich mit seiner Hibbeligkeit ganz nervös machte, und eine Frau im selben Alter, wie ich vermutete, am Tisch.

Ich ließ meinen Blick zurück zum Dealer gleiten, der in diesem Moment seine zweite Karte verdeckt neben seine erste offene Karte auf den Tisch legte. Nun waren also alle Karten verteilt.

Der ältere Mann auf der „First Base“ tippte mit seiner rechten Hand, an der eine teuer aussehende Uhr befestigt war, auf den Tisch, womit er das Zeichen gab, eine Karte zu ziehen.

Jetzt war ich an der Reihe, und ich tat etwas, was ich selten tat, da es nicht zu meiner üblichen Strategie passte. Aber diesmal hatte Milo wirklich gut gemischt und ich konnte mir diese Chance nicht entgehen lassen. Also legte ich einfach meine Chips daneben und bewirkte so ein „Double Down“. Das bedeutet, dass ich nun den einheitlichen Einstiegswert von 25 Dollar um das Doppelte erhöht hatte.

Ich hatte Glück, denn fast alle meiner Gegenspieler gingen auf meine Provokation ein und zogen mit. Nur die ältere Dame mit dem Bernsteinschmuck zeichnete mit dem Zeigefinger eine Linie unter ihre Karten, und bedeutete dem Dealer somit, dass sie aufgab.

Der Dealer nickte ihr zu, doch ich konnte sehen, wie er für den Bruchteil einer Sekunde in meine Richtung schaute und so leicht die Mundwinkel verzog, dass nur ich die Andeutung eines Lächelns wahrnahm.

Das Nicken galt also mir. Es lief alles nach Plan.

Blackjack ist ein Spiel, bei dem alle Spieler gegen den Dealer spielten, wobei das sogenannte „Cardcounting“, also das Kartenzählen,

nicht unüblich war. Doch so etwas brauchte ich nicht. Ich hatte es zwar auch gelernt, weil es zu den Grundfähigkeiten eines Blackjack-Spielers gehörte, aber es war nicht meine übliche Methode, mit der ich meistens gewann. Ich gewann meistens dank Milo.

Milo, dem jungen Mann mit den schwarzen, leicht verwuschelten Haaren, die aussahen, als wäre er gerade erst aufgestanden, und der goldumrandeten Brille, die seine braunen Augen betonte, und der auf der geraden Seite des Tisches stand.

Denn ich spielte nicht gegen den Dealer. Ich spielte mit ihm.

Ich war elf, als ich Milo das erste Mal begegnete. Es war die Zeit, als ich meine ersten Diebstähle beging. Bei diesem Raubzug sollte es ein Paar Kopfhörer sein. Ich hatte mir einen extra großen Pulli übergestreift, welcher von einem meiner letzten Raubzüge war, und zog die Kapuze so tief wie möglich ins Gesicht, damit die Überwachungskameras mich später nicht verraten würden. So ging ich betont interessiert und doch unauffällig durch den Elektronikladen und blieb hier und da an ein paar technischen Geräten stehen. Als ich bei den Kopfhörern angekommen war, schaute ich mich noch ein letztes Mal um, stellte mich mit dem Rücken zur Kamera und schnappte mir die Verpackung mit geübten Fingern, um sie mir unter den Arm zu klemmen, welcher zusätzlich von meiner Jacke verdeckt wurde. Mit gesenktem Kopf und extra langsam, um keinen Verdacht zu erregen, ging ich auf den Ausgang zu. Durch die Kapuze und den zu Boden gerichteten Blick sah ich jedoch die Person vor mir nicht und rempelte diese mit meiner rechten Schulter an. Dabei fiel die Verpackung mit den Kopfhörern rumpelnd auf den Boden und ich schaute mich erschrocken um. Sowohl der Junge, gegen den ich gelaufen war, als auch der Verkäufer hinterm Tresen starrten auf die Kopfhörer, doch wo der Junge erst nicht reagierte, schien der Verkäufer schon zu ahnen, was hier vor sich ging. Er kam auf mich zu und fragte mit rauer und zugleich dröhnender Stimme:

„Hattest du etwa vor zu gehen, ohne zu bezahlen?“

Als er auf uns zu kam, ich aber nicht antwortete, bewegte sich auf einmal auch der Junge, als ob er endlich begriffen hatte, was hier passierte. Er ergriff meinen Arm, fischte nach den Kopfhörern und rannte mit mir und dem Diebesgut aus dem Laden. Er zerrte mich, ohne sich umzuschauen, über die Straße, was wir nur mit Glück überlebten, und um ein paar Ecken, bis wir in einer Seitengasse endlich stehenblieben. Schweigend standen wir uns gegenüber und schauten uns an, bis ich ein leises „Danke“ herausbrachte.

„Kein Problem“, sagte er und streckte erwartungsvoll die Hand aus:

„Was willst du?“, fragte ich verwirrt.

„Kriegsbeute wird immer geteilt.“, antwortete er.

Ich überlegte. Dann nickte ich und holte mein Handy raus. Er nahm die Kopfhörer aus der Verpackung und steckte sie an mein Handy. Ich schaltete es an und öffnete meine übliche Playlist. Dann hielt ich ihm die rechte Seite hin, und er steckte sie sich ins Ohr. So saßen wir eine Weile ruhig da und taten nichts, als der Musik zu lauschen. Es fühlte sich ganz natürlich an.

Seit diesem Ereignis hingen wir jeden Tag miteinander ab und stahlen noch weitere Dinge. Wir wurden fast wie Geschwister. Mit siebzehn Jahren lernte Milo das spezielle Kartenmischen und ich das Kartenzählen von einem Straßenkünstler. Danach fingen wir an, Blackjack zu spielen.

Somit ist es nun fünf Jahre her, seit wir uns dem Glücksspiel zugewendet haben. Milo hatte also viel Zeit zu lernen. Und er ist besser geworden. So gut, dass niemand die kleine Schummelei bemerken wird. Genauso wenig wie sein halbes Lächeln in meine Richtung, da es hier, anders als in herkömmlichen Casinos, keine Kameras gab, die alles aufzeichneten. Denn dies war kein gewöhnliches Casino, sondern eines, zu dem nur die reiche Oberschicht Zugang hatte. Die reiche Oberschicht und wir.

Obwohl man es uns momentan nicht ansah, gehörten wir nicht zu denen, die mit einem goldenen Löffel im Mund geboren wurden, und es hatte uns eine Menge Zeit und Aufwand gekostet, um es trotzdem so aussehen zu lassen. Doch das Fehlen von Kameras bedeutete nicht, dass es hier einfacher war, mit solchen Tricks durchzukommen. Ganz im Gegenteil, es war sogar riskanter, denn es bedeutete, dass nicht nur die Reichen gerne hierher kamen, sondern auch all jene, die etwas zu verheimlichen hatten. Und eben jene Leute konnten zum Teil sehr gefährlich sein.

Doch zurück zum Spiel. Mit meinem nächsten Zug sollte wieder einmal ein sehr großer Geldbetrag uns gehören. Als nächstes war die junge Frau auf der Third Base, am anderen Ende des Tisches dran. Und sie verdoppelte den Betrag sogar noch einmal. Nachdem auch Milo und der ältere Mann neben mir ihre Handzeichen gegeben hatten, war ich endlich an der Reihe. Ich tippte mit meiner Hand auf den Tisch, um mir vom Dealer eine Karte geben zu lassen. Wir hatten dieses Spielchen schon unzählige Male in den verschiedensten Variationen gespielt, um nie zu sehr aufzufallen. Ich bereitete also den Tausch zwischen der Karte, welche Milo mir entgegenstreckte und der Karte in meinem Ärmel vor. Anders als die meisten Frauen in diesem Casino trug ich nämlich eine Art Strickjacke über meinem schwarzen enganliegenden Abendkleid, das aber so undurchsichtig war, dass die Karte, welche ich dort versteckt hielt, nicht sichtbar war. Ich hatte sprichwörtlich noch ein Ass im Ärmel. Oder einen Buben.

Ich hörte noch das Klicken des Feuerzeuges, als sich Mr. Fashionkatastrophe neben mir eine Zigarette anzündete. Ich war schon immer empfindlich gegenüber diesem langsam tötenden Gift, das so viele Menschen freiwillig zu sich nahmen, und in genau dem Moment, als ich meinen Arm hob und die Karte in Milos Hand umfasste, um sie heimlich auszuwechseln, stieg mir der Zigarettenrauch in die Nase.

Der Rauch kitzelte meine Lunge, und ich musste so heftig husten, dass die Karte, auf der ein Pik-Bube abgebildet war, aus meinem Ärmel flog und langsam und lautlos zu Boden segelte. Wortwörtlich lautlos, denn im selben Moment war eine beängstigende Stille eingekehrt, als alle den schwarzen Buben anstarrten. Ich konnte genau den Punkt erkennen, an dem meine Gegenspieler die Situation verstanden und als alles eskalierte. Sie alle schienen zur selben Zeit aufzuspringen, doch die erste, die eine Waffe hervorholte, war die junge Frau in meinem Alter, die unter ihrem roten Kleid einen Revolver hervorholte, welcher dort mithilfe eines elastischen schwarzen Bandes befestigt worden war. Sie war diejenige, die anscheinend am meisten frustriert war, da sie zwar viel Geld, aber überhaupt kein Talent für Glücksspiele hatte, und somit an diesem Abend am meisten verloren hatte. Sie hob die Waffe und zielte damit auf mich. Direkt auf Brusthöhe. Sie hatte stattdessen also Talent fürs Schießen. Wie ironisch. Das ist also die Art, wie ich sterben sollte. Doch es war ein Gesetz des Glücksspiels: Jede Glückssträhne findet irgendwann ihr Ende.

Ich schloss die Augen und wartete. Ein lauter Knall war zu hören. Doch ich spürte nichts. Warum spürte ich nichts?! Ich öffnete die Augen, und was ich sah, ließ mich wünschen, ich hätte sie nie geöffnet. Milo stand vor mir. Mit einem Lächeln im Gesicht und einem roten Fleck auf der Brust.

„Du darfst nicht so einfach aufgeben“, flüsterte er mir zu. Das waren seine letzten Worte, bevor er zur Seite kippte und auf den Boden fiel, während das Blut aus seiner Wunde lief. Es färbte den Linoleumboden rot. Sogar die dort liegende Karte, der Pik-Bube, wurde von seinem Blut getränkt und nahm denselben dunklen Rotton an wie der Lippenstift der Frau, die mir nun triumphierend grinsend gegenüberstand.

In meinem Kopf drehte sich alles, meine Gedanken waren völlig

durcheinander und willkürlich, doch ein Gedanke hallte in diesem Chaos klar und deutlich in meinem Kopf wider. Du darfst nicht so einfach aufgeben. Und genau dieser Gedanke war es, der meine Beine in Bewegung versetzte, und mich auf den Ausgang des Casinos zusprinten ließ. Ich hörte noch ein paar Schüsse, doch sie trafen mich nicht. Ich rannte aus der Tür, aus dem Raum, aus dem Gebäude. Ich rannte um mein Leben, bis ich irgendwann vor Erschöpfung zusammenbrach. Nun saß ich irgendwo auf einer Wiese und holte mein Handy und meine Kopfhörer heraus. Ich suchte die Playlist von dem Tag raus, an dem Milo und ich uns das erste Mal begegneten, und lauschte einfach nur der Musik. So wie damals. Nur dass mir diesmal stille Tränen über die Wangen liefen.

Seit diesem Tag, habe ich nie wieder Blackjack oder ein anderes Glücksspiel gespielt. Und ich höre noch heute unsere Playlist, da sie mich immer an ihn erinnern wird. Aber seit diesem schrecklichen Ereignis fragte ich mich immer wieder: Wenn ich damals gewusst hätte, was ich heute weiß, hätte ich mich dann vielleicht anders entschieden?

*Sophie Hoffmann*





Sophie Hoffmann, Redjack

## Das Haus in den Rosen

Als ich sie das erste Mal in unserem Museum traf, schien Rose nicht von dieser Welt zu sein. Ich realisierte bald, dass das der Wahrheit entsprach. Innerhalb kurzer Zeit fanden wir eine untrennbare Verbindung zueinander.

„Das Haus in den Rosen, Claude Monet, beeindruckend, nicht?“ Ich nickte zum Gemälde vor uns und betrachtete sie genauer. Sie warf dem Bild einen letzten sanften Blick zu. Ihre langen blonden Locken fielen zur Seite, als sie mich skeptisch betrachtete.

„Entschuldigen Sie, war ich zu nahe am Monet?“

„Nein, keine Sorge – nur ...“, sagte ich zögernd, denn normalerweise sprach ich hier niemanden an. „Ich arbeite hier als Security und sehe Sie schon den dritten Tag in Folge, jedes Mal vor diesem Gemälde. Ich frage mich einfach: Warum?“

Wir liefen die Straßen unserer Stadt entlang, die Sonne war bereit, den Tag zu beenden, und wir waren es ebenfalls. Dieser Freitag war hart gewesen, ich hatte Überstunden machen müssen, um mein nächstes Abendessen zu finanzieren, und Rose hatte ihr Kunstprojekt abgegeben, nur um von ihrem Professor gesagt zu bekommen: „Verzeihung, aber Sie werden Ihre Arbeit von Neuem beginnen.“

Aufgebracht lief sie den Gehweg hinunter, versuchte ihr Haar zu bändigen, und ich sah, wie das Schwarz ihre Wangen hinunterlief. Ich hörte sie schluchzen und wollte sie anschauen, doch die Idee verwarf ich, als mir einfiel, dass sie vor einigen Monaten beim Kartenspielen erwähnte, dass sie es schrecklich fand, wenn man sie beim Weinen sah. Beim Abschied starrte sie mich an, in ihrem Blick lagen Unsicherheit, Wut auf den Professor, Angst und Ekel.

Ich hatte meinen Vater nie kennengelernt. Er war nicht da, als ich das erste Mal mithilfe meiner Mutter auf das Fahrrad unserer Nach-

barn stieg und es mit einem Ruck in den Graben fuhr. Er jubelte mir nicht zu, als ich mit sieben den Buchstabierwettbewerb gewann. Er war nicht da, als wir im kältesten Winter des Jahrzehnts die Heizung nicht anstellen konnten, weil meine Mutter nicht mehr am Tresen arbeiten konnte, nachdem sie versucht hatte, eine Kneipenschlägerei zu schlichten, wobei sie sich den Arm brach. Er war nie da gewesen – so wie auch ihr Vater nie da war. Als sie acht war, haute er ab nach Ägypten, um an einer Ausgrabung teilzunehmen. Sie konnte sich daran erinnern, wie sie auf der Türschwelle stand in ihrem Sternenpyjama und er zu ihr sagte: „Papa kommt bald wieder.“ Danach hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Stattdessen bekam sie in den ersten beiden Jahren jeden Monat eine Postkarte, aus Indien, Pakistan oder Thailand. Als ich sie fragte, ob sie ihren Vater hasse, wechselte sie schnell das Thema.

Wir trafen uns oft, machten lange Spaziergänge, und ihr zuliebe saßen wir oft in einem Diner, weil Rose Cola und Pommes liebte. Wir vertieften uns in Verschwörungstheorien über Bigfoot oder mörderische Zahnstocher-Feen, die einen, wenn man eine Reihe bestimmter Wörter rückwärts sprach, verfolgten und folterten. Wir diskutierten, ob Kühe Aliens sind, die die Weltherrschaft an sich reißen wollten. Dann aber ignorierte sie mich, wenn ich sie anrief, und versetzte mich, wenn wir uns treffen wollten, und ich kochte vor Wut.

In der Nacht vibrierte mein Handy und riss mich aus dem Schlaf. Ich hörte ihre Stimme, Rose weinte, erzählte etwas von ihrem Vater, viel zu schnell, ich war einfach überfordert und fuhr sie an, warum sie mich nach zwei Monaten mitten in der Nacht weckte, um meine Leitung vollzuheulen. Nach zwei Monaten der kompletten Funkstille? Ich war wütend und gestresst, es war Ende des Monats, meine Rechnungen nicht bezahlt, die Wohnung ein Saustall, alles brach aus mir heraus. Sie begann zu weinen und die Leitung wurde auf beiden

Seiten still. Ich fragte: „Rose, bist du noch da?“ Keine Antwort. Ich starrte auf mein Display und sah, dass sie schon vor einigen Minuten aufgelegt hatte.

Als ich Rose wiederbegegnete, war das vor Monets Bild „Das Haus in den Rosen“. Sie tat überrascht, mich wiederzusehen, kam auf mich zu, legte ihre warmen Arme um mich. Ich ließ es zu, es war eine Art Abschied. Sie erzählte mir, dass ihr Vater nach zehn Jahren von seinen Reisen nach Hause gekommen war, mitten in der Nacht. In der Nacht, in der sie mich angerufen hatte. Plötzlich war mir schlecht. Ich hatte sie alleingelassen in ihrem Gefühlschaos, meine beste Freundin. Hatte mich über eine unbedeutende schlechte Woche ausgelassen, selbstbezogen und egoistisch.

Rose sagte, der Besuch ihres Vaters sei nicht von Dauer, sie würde mit ihm gehen, um die verlorene Zeit mit ihm aufzuholen. Sie wollte mit ihm in weit entfernte Länder gehen, um dort Inspirationen für ihre Kunst zu finden. Vorher aber wollte sie sich noch von Monets Haus in den Rosen verabschieden, und ich wusste, was sie damit meinte.

*Mathilda Lemke*



Mathilda Lemke, Die Rose

## Die Ketten der Reue

Es schien ein normaler Tag zu sein. Ich saß im Unterricht und versuchte vergeblich, den Worten meiner Lehrerin zu folgen. Ich war nervös. Es fühlte sich an, als würde ich ersticken. Die Schlinge schien immer enger zu werden. Ich musste atmen, einfach atmen. Doch mein Körper wollte nicht auf mich hören, er wollte nicht atmen. Es war, als wollte er sich rächen.

Da sah ich sie. Die Person, die mich ansah, mit Tränen in den Augen. Die mich anflehte, sie zu retten, ihr zu helfen, bis sie irgendwann schwieg, da ihr die Kraft fehlte, sich weiter zu wehren.

Er war allein auf sie fixiert. Tat ihr grausame Dinge an, während ich weinend an der Wand lehnte, mich jeden Moment mehr dafür hasste, so machtlos und schwach zu sein. Ich wäre gerne dazwischengegangen und hätte ihr geholfen, hätte ihn gern aufgehalten. Doch irgendwie musste ich lächeln, denn letztendlich kannte ich die grausame Wahrheit über ihn und mich.

Als sie mir dann ein weiteres Mal in die Augen sah, erkannte ich dieses Schimmern. Es war reine Hoffnung, die Hoffnung auf Rettung. In diesem Moment wandelte sich alles um mich herum. Es fühlte sich so an, als wären wir nicht mehr an diesem grausamen und gleichzeitig tristen Ort. Sondern auf einer Blumenwiese. Der Wind glitt durch meine Haare und kitzelte mich, sodass ich lächeln musste. Der frische Geruch des nassen Grases stieg in meine Nase, mein Herz beruhigte sich. Die Vorstellung, dass es so einfach sein könnte, die Schlingen um meinen Hals zu lösen, ließ mich innerlich aufatmen. Es war so einfach, ich musste doch nur atmen, einfach atmen.

Wieder konnte ich ihn von Weitem erkennen. Er lächelte, hielt das kleine, zierliche Mädchen in den Armen. Er klammerte sich an sie, als wäre dieses Mädchen das Einzige, was ihm noch Halt gab. Als er

mich sah, wurde sein Griff fester. Er hatte Angst, ich könnte sie ihm wegnehmen, doch ich war einfach zu schwach.

Die Schlinge schnürte sich immer weiter zu. Dann fing es wieder von vorne an. Wieder schien es ein normaler Tag zu sein. Wieder fühlte es sich an, als würde ich ersticken. Wieder sah ich, dass er ihr grausame Dinge antat, und wieder konnte ich sie nicht retten. Immer wieder. Jeden Tag aufs Neue.

Die Person, die das Mädchen verletzte, war keine äußere Bedrohung, sondern die Seite in mir, für die ich mich immer geschämt hatte, da sie all meinen Hass verkörperte. Ich war derjenige, der das Mädchen verletzte, das ich angeblich so sehr liebte. Ich war der Täter, und hatte mich selbst in eine tiefe Spirale aus Schuldgefühlen und Reue gestoßen. Die Ketten der Reue wurden immer enger, bis es schließlich unerträglich wurde. Ich wollte Erlösung ... musste atmen, einfach atmen.

*Annie Haubert*



Annie Haubert, Ketten der Reue



## Nicht in meinem Körper

Ich war noch spätabends wach, da ich keinen Schlaf fand. Morgens stand ich um 6:30 Uhr auf und begann den Tag wie jeden anderen. Es war heiß, und als ich in der Schule war, bemerkte ich, dass ich nichts zu trinken mitgebracht hatte. Jedoch dachte ich mir nichts dabei und machte den Unterricht ganz normal mit.

Wir fertigten Linolschnitte an. Während alles erklärt wurde, ist mir schwindelig geworden, erst leicht, dann immer stärker. Mittlerweile fühlte es sich an, als wäre ich gar nicht in meinem Körper, sondern wäre ein Geist – an der Stelle, wo mein Körper mal stand.

Dann wurde mein Sichtfeld immer dunkler, und mit dem Einbruch der Dunkelheit in meinem Sichtfeld überfiel mich ein unterschwelliges Rauschen. Beides wurde immer stärker, bis ich nichts mehr hörte und sah. Ich ließ mich zu Boden gleiten.

Das Nächste, woran ich mich erinnern konnte, war das lauter werdende Reden der anderen im Raum. Mein Gehör kam zurück, und dann konnte ich endlich wieder gucken. Ich wurde gefragt, ob alles okay sei, und jemand bat mich, zur Toilette zu gehen, falls ich mich übergeben musste. Ich lief dorthin, aber jeder Schritt ließ es wieder dunkler vor meinen Augen werden, und ich sah kaum noch etwas.

In voller Angst, mich übergeben zu müssen, rannte ich in Richtung der Toiletten. Meine Sicht wurde klarer, und ich befand mich an den Steh-toiletten. Ich musste mich nicht übergeben, aber mir wurde auch nicht besser.

Ich wurde dann zum Sekretariat begleitet, wo wir meinen Klassenlehrer trafen. Er gab mir etwas zu essen und zu trinken.

Dann wurde mein Vater angerufen, und er holte mich ab.

*Raphael Adamski*



Raphael Adamski, Psycho

## Das wertvollste Geschenk

Bis zum meinem fünften Geburtstag war ich immer allein. Natürlich nicht wirklich, ich hatte ja meine Eltern, Großeltern und Freunde, aber innerlich fehlte mir noch etwas. Es war, als wäre ich nicht komplett. Aber was genau es war, wusste ich nicht.

Sieben Monate später saß ich mit meiner Oma im Taxi auf dem Weg zum Krankenhaus, denn an diesem Tag hatte das schönste und wertvollste Geschenk, das ich je bekommen sollte, das Licht der Welt erblickt: meine geliebte kleine Schwester Annika.

Ich erinnere mich nur zu gut. Das große, moderne Gebäude, die Glastür, meine Oma ging vor mir die Treppen ins zweite Stockwerk. Oben angekommen, sah ich das Zimmer, in dem sich meine Schwester befand. Ich flitzte los, und mit vor Aufregung klopfenden Herzen öffnete ich leise die Tür.

Drinnen lag meine Mama auf einem großen Bett. Sie sah müde und erschöpft aus, aber sie strahlte über das ganze Gesicht. In ihren Armen hielt sie ein kleines, in weiße Tücher gewickeltes Bündel. Als ich das Gesicht dieses Wesens sah, hätte ich es fast für eine Puppe gehalten, doch bei näherem Betrachten erkannte ich ein wunderhübsches Baby. Es war meine kleine Schwester.

Ich lief zu meiner Mama und umarmte sie. Dann berührte ich vorsichtig das kleine Händchen. Die winzige Faust umklammerte meinen Daumen und ließ ihn nicht mehr los. Mein Herz klopfte nun nicht mehr vor Aufregung, sondern voll unbändiger Freude. Leise fing ich an zu singen: „Wie schön, dass du geboren bist.“

Von diesem Tag an war ich der glücklichste Mensch der Welt.

Nun sitze ich hier und schreibe diese Geschichte auf.

Meine Schwester, mittlerweile acht Jahre alt, ist immer noch genauso süß und schnuckelig, wie sie es als Baby war. Ich liebe sie sehr. Wir haben zusammen schon so viele schöne Momente erlebt

und gemeinsame Erinnerungen geschaffen, und es werden sicher noch viele weitere dazukommen.

Wer Geschwister hat, weiß natürlich, wie nervig und anstrengend sie manchmal sein können. In kurzen Momenten wünscht man sich vielleicht auch mal, ein Einzelkind zu sein. Aber seien wir doch ehrlich: Unsere Geschwister sind unbezahlbare Geschenke und eine riesige Bereicherung für unser Leben. Sie sind unsere engsten Vertrauten und Lieblingsmenschen, und werden es immer bleiben.

Ich habe mit meiner Schwester die bislang beste Zeit meines Lebens verbracht, und ich liebe sie unendlich. Wir haben uns so viel gegeben und ergänzen uns perfekt. Dafür möchte ich ihr danken. Sie hat mein Leben verändert.

*Emma Reinhardt*



# Inhalt

Am Anfang war das Wort ... oder doch nicht?.....	5
Vorwort.....	8
Der Ort, aus dem ich komme .....	11
Ein Diebstahl mit unerwarteten Folgen .....	16
Rosen.....	21
Die Limousine.....	24
Die Nocturne des Todes .....	26
Rache auf einem anderen Niveau.....	30
Fesselnde Liebe .....	32
Alles wird gut .....	36
Amoklauf.....	41
Entführung.....	43
True Crime: Stalking.....	44
Geld öffnet alle Türen .....	47
Missverständnisse.....	55
Redjack.....	58
Das Haus in den Rosen.....	66
Die Ketten der Reue .....	70
Nicht in meinem Körper .....	73
Das wertvollste Geschenk .....	75



